Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 24 Leipzig, den 14. Juni 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Drei Wunder Gottes. Eine theologische Hieroglyphe — Eine harte Rede: 2 — Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung: 2 — Weder Kommunismus noch Kapitalismus — Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß: 4. Gesamtergebnis. Zukunftsaufgaben — Bücher und Schriften: Werden und Wachsen einer deutschen Kolonie in Südrußland — Quittung — Anzeigen

Drei Wunder Gottes

Eine theologische Hieroglyphe

Es giebt drei Wunder Gottes in der Menschenwelt.

Diese sind: die heilige Geschichte, die Bibel, die Kirche.

Sprechen wir zuerst von dem zweiten Wunder, der Bibel.

Da ist ein Buch, bestehend aus einzelnen Büchern und Schriftstücken, die, so scheint es, der Zufall von Jahrtau enden auf einen Haufen geweht hat. Von den wenigsten Schriften weiß man, wer sie verfaßt hat. Sie sind an Geist und Gehalt außerordentlich verschieden, und doch findet man in ihnen allen — die so weit zeitlich auseinander liegen und so wenig mit einander zu thun haben, wie etwa räumlich die Stadt Peking und Berlin und Chicago aus einander liegen, einen Gedanken stets wiederholt, den Gedanken von einem lebendigen Gott, der sich um die Menschen bekümmert. Die Gelehrsamkeit bemüht sich mit einigem Erfolg, die einzelnen Schriften in den verschiednen Jahrhunderten unterzubringen. Dabei verliert sich natürlich der Eindruck ihrer Zusammengehörigkeit. Aber die Sache wird dadurch nur noch merkwürdiger. Denn, um es bildlich auszudrücken, was vorher einen zusammenhängenden Lichtstreif vorstellte, das erscheint nun als eine Reihe von einzelnen Sternen, die in weit aus einander liegenden Räumen leuchten. Und aus der Existenz dieser Sterne läßt sich auf andre Sterne schließen, die man bis jetzt auch mit bewaffnetem Auge nicht erkennen kann, und die doch da sein müssen.

Nirgends kann nachgewiesen werden, daß diese Schriften, so wie sie dastehn, nach göttlichem Geheiß, aufgeschrieben sind wenn auch oft genug davon in ihnen die Rede ist, daß es Männer gab, die in direktem göttlichem Auftrag redeten. Die Schriften verraten auch selbst überall ihre menschliche Abkunft; man merkt, wie ihre Verfasser die Anschauungen und Irrtümer ihrer Zeit teilen. Da sie entstanden sind ohne Beziehung der einen auf die andern, so widersprechen sie einander oft oder reimen sich nicht, sowie Goethes Schriften und die des Wolfram von Eschenbach und das Hildebrandslied auch nicht mit einander zu reimen sind, wenn man ein Ganzes aus ihnen machen wollte. Dennoch merkt man, daß ihnen allen etwas Gemeinsames zu Grunde liegt; nämlich jeder dieser Schriftverfasser hat in seiner Weise etwas erlebt vom Dasein Gottes oder ist mit solchen bekannt, die derartiges erlebt haben. Sehr verschieden ist der Eindruck dieser Erlebnisse auf die Erlebenden gewesen, so verschieden, wie wenn ein Araber und ein Grieche und ein Römer und ein Deutscher dieselbe Sache erlebten. Der eine bebt beim Anschaun Gottes wie ein Knecht, der andre jubelt wie sein Liebling, der eine möchte Gottes Feinde mit Feuer verbrennen, der andre alle mit Liebe gewinnen. Aber das kann man doch merken, daß es dieselbe Sache ist, die sie erlebt haben.

Das Rätsel der Entstehung dieser Schriften und ihres Zusammenkommens ist am größten bei dem ersten Teil der Bibel. Beim zweiten Teil, dem Neuen Testament, ist es anders. Es ist begreiflicher, daß diese Schriften, die alle einem Zeitraum von höchstens drei bis vier Menschenaltern entstammen, sich so rasch zusammengefunden haben, denn sie waren der Besitz einer eng verbundnen, wenn auch über die Welt weit zerstreuten Gemeinschaft, einer Brüdergemeinde. Sie handeln alle von denselben Geschichten, die in dieser Gemeinschaft zirkulirten und machen daraus Nutzanwendungen auf das Leben.

Aber sie sind eben auch nur Bruchstücke einer viel zusammenhängendern Ueberlieferung, in der Lauteres und Unlauteres, Wahrhaftiges und Phantastisches bunt durcheinander lief, und es ist merkwürdig, wie sehr gerade in den in der Bibel versammelten Schriften das Beste, Edelste und Reinste aufbewahrt ist, während die meisten andern Ueberlieferungen bis auf geringe Spuren untergegangen sind.

Am merkwürdigsten aber ist, daß der eigentliche Sinn dieser Schriften, ihre zarteste Meinung, sehr bald verloren ging, und daß man sie dennoch als ein unschätzbares Heiligtum aufhob; ja man begann sie zu sammeln gerade in dem Augenblick, wo dieser Sinn verloren zu gehen anfing. Je weniger man sie verstand, um so mehr verehrte man sie. Und nur durch diese fast abergläubische Verehrung war es möglich, sie durch Brand und Vernichtung, die ihnen öfter drohten, hindurch zu retten.

Begreiflich ist das doch nur dadurch, daß in allen diesen Schriften von einer menschlichen Persönlichkeit die Rede ist, von der jeder, der etwas über sie erzählte, nur Gutes wußte, von einem Manne, den ein kleiner Kreis mit so absoluter Zuversicht für eine Erscheinung des Göttlichen auf Erden hielt, daß er sich dafür getrost umbringen ließ; ebenso wie dieser Mann selbst darauf gestorben war: Jesus Christus.

Was von dieser höchsten Verehrung für Jesus auch nur zufällig und absichtslos zeugte, das scheint man gesammelt zu haben. An sich völlig verschiedenartige Bücher, wie diese erste und die zweite Sammlung waren, wurden sie doch zu einem Ganzen vereinigt, zu einem Buche, dem eigenartigsten Buche der Welt.

Das Zustandekommen eines solchen Buches und seine Behütung, die darin besteht, daß es durch die Hände von tausend Abschreibern hindurchlief, die es recht wohl hätten fälschen können, der Einfluß, den es in Uebersetzungen gewonnen auf Sprache, Geist und Litteratur aller gebildeten Völker, ist die merkwürdigste Buchgeschichte, die es giebt. Vor ihr verblaßt die auch sehr merkwürdige Geschichte der Homerischen Gedichte oder des Rigveda.

Eine solche Geschichte trägt auch dann, wenn wir alle ihre einzelnen Fäden und Begebenheiten kennten, wie wir sie jetzt nicht kennen, wenn wir genau wüßten, wer sich jemals um die Bücher bekümmert hat, für uns durch ihre Merkwürdigkeit den Beweis in sich, daß irgend wie in ihr die verborgne Vorsehung Gottes die Hand im Spiel hatte. Darum nennen wir sie ein Wunder.

Ein solches Wunder ist die Bibel.

* * *

Das dritte Wunder ist die Kirche. Nicht auf ihre Entstehung aus einem Konventikel von ein paar Dutzend galiläischen Fischern, Zöllnern und dergl., auf ihre merkwürdige Ausbreitung über das römische Reich und weiter in neun Generationen blicken wir dabei vornehmlich. Das Merkwürdigste ist vielmehr, wie rasch in dieser anfangs so wenig zahlreichen Gemeinschaft eine geistige Produktionskraft von erstaunlicher Fruchtbarkeit entsprang.

Nicht weniger hat diese Kirche in wenig Jahrzehnten fertig gebracht, als inmitten einer Welt von Götzendienern, von Knabenschändern und Lüstlingen, die mit jeder Art des Aberglaubens umging, ein ganz neues geistiges Wesen zu schaffen: nämlich ein System von Ideen über Himmel und Hölle, über die Pflichten der Menschen auf Erden und den Beistand Gottes bei ihrer Erfüllung, Vorstellungen von rein geistiger Liebe und Heiligkeit, von Reinheit und Güte, von Geduld und Sanftmut, wie die Welt sie noch nie gekannt hatte. Diese Ideen, Vorstellungen, Bilder, Phantasien verdrängten vollständig vor den Augen der Menschen die Wirklichkeit. Wo andre gewöhnliche Menschen Brot und Wasser, Wein und Blumen sahen, sahen diese Christen, ohne auf den Genuß von Wasser und Wein zu verzichten und die Pflanzenkost zu verschmähen, doch überall göttliche Geschenke, Süßigkeiten, Freundlichkeiten, einen ihnen geöffneten Gottesgarten. Die Aermsten glaubten zu tafeln wie Könige. Die irdische Welt versank buchstäblich vor ihren Augen, und an deren Stelle stand eine himmlische Welt. Auch jeder Feind, der sie verfolgt, jeder Kaiser, der sie kreuzigt, gehört zu dieser himmlischen Welt: er war nur ein Werkzeug in Gottes Hand. Das Wirkliche ward zum Bilde, der Traum zur Wirklichkeit.

Dieses Geisteswesen durchdrang immer neue Völker, beseelte alle ihre Kräfte, setzte alle ihre Gedanken in Bewegung, bestimmte alle ihre Handlungen; es rodete den Wald, gründete Städte und Staaten, schließlich ein Reich, das sich vermaß, die Welt leiblich und geistig zu beherrschen.

Natürlich, daß alle Völker, die von dieser geistigen Ansteckung ergriffen wurden, von ihrem Eignen etwas hinzubrachten, und so färbte sich die neue Ideenwelt überall etwas anders. Dieselbe bleibt sie doch. Was in Hellas nur ein Sokrates und Plato bei einigen Eingeweihten fertig brachten, ihnen klar zu machen, daß der Geist das allein Wirkliche und Lebendige, das irdische Leben aber nur ein Schatten und Schein ist, das hat die Kirche — man gestatte den bildlichen Ausdruck — mit der von ihr entdeckten vierten Dimension erreicht, und sie hat alle irgendwie ihr nachringende Christen zu Bürgern dieser geistigen Welt gemacht, die nun leben, als ob es nur diese Welt gäbe, während die sogenannte „Welt“ nur eine vorübergehende Wolke ist. Das einzig Lebendige ward der Geist.

Die Entstehung dieses großartigsten Phänomens der Geistesgeschichte, auch wenn wir sie einmal deutlicher begreifen werden, als es jetzt geschieht, wird für den, der den Menschen im Naturzustande kennt, und seine jetzigen Leistungen infolge des Durchgangs durch diese Geistesschule, immer ein Wunder bleiben, ein erstaunliches Ereignis, das wir nur auf Gott zurückführen können.

* * *

Wie ist es nun mit dem ersten dieser Wunder?

Es verhält sich sehr merkwürdig damit. Wir merken, daß es eine „heilige Geschichte“ gegeben haben muß, eine Geschichte, da die Menschen Gott wirklich erlebten. Denn ohne sie wäre die Bibel undenkbar. Ebenso auch die Kirche. Denn die Kirche ist vor der fertigen Bibel dagewesen: die Kirche berief sich auf eine heilige Geschichte, noch ehe die Bibel fertig geschrieben war. Aber die Kirche verlor sehr bald ihre eignen Vorstellungen und Ueberlieferungen von der heiligen Geschichte und hielt sich nur noch an das, was in der Bibel vorlag. So haben wir also von der heiligen Geschichte, die vor der Kirche und vor der Bibel da war, nur Kunde aus der Ueberlieferung der Kirche und aus der Bibel. Wir sehen die heilige Geschichte nur rückwärts durch die Kirche und durch die Bibel hindurch scheinen.

Nun leben wir im neunzehnten Jahrhundert nach der heiligsten Geschichte und mehrere Jahrtausende nach ihren ersten Anfängen, und doch wie gern sähen wir die ehedem geschehnen Dinge von Angesicht zu Angesicht.

Noch viel lieber als daß wir den Solon und Lykurg, den Ramses und den Nimrod sähen, sähen wir Jesaias, Paulus, Jesus Christus!

Allein wie von allen alten Geschichten haben wir nur den spärlichen schriftlichen Rest der Ueberlieferung über sie. Und wenn wir diese entziffern wollen, um daraus die Geschichte zu erkennen, so ist das schwierig: wir dürfen ja diese Reste nicht so betrachten, wie sie sich etwa einem an Altertumskunde geschärften Auge darbieten, sondern wir sehen sie von Jugend auf durch eine färbende Brille. Wir erblicken diese heilige Geschichte vor unsern Augen so, wie sie die Kirche in ihren Lehrschriften und Erzählungen, in ihren Bildern und Bauten, in ihren Liedern und ihrer Musik uns darstellt, wunderherrlich, ergreifend, aber doch als eine völlige Neuschöpfung durch die Kirche. Und alle fruchtbaren Zeiten der Kirche beteiligen sich in ihrer Weise an dieser Neuschaffung.

Manche spätern Zeiten mögen dabei lange übersehene Punkte der frühern Ueberlieferung ans Licht stellen. Die kirchliche Reproduktion der heiligen Geschichte ihrem geschichtlichen Inhalt nach verhält sich aber vielleicht ebenso zu der wirklichen Geschichte, wie sich das Oberammergauer Passionsspiel zu dem schlichten biblischen Passionsbericht verhält.

Erst im Lichte dieser kirchlichen Ueberlieferung also lernten wir die Bibel lesen.

Und wenn wir es denn doch einmal dahin brächten, die Schriften der Bibel so zu lesen, als ob wir ihre ersten Leser wären, als ob wir sonst nichts von den Sachen wüßten, als was wir nun erfahren sollen, dann müssen wir uns sagen: es sind nun wohl Berichte aus erster Hand über eine geschehene heilige Geschichte, die wir lesen, aber es ist der Bericht über die Geschichte, und noch lange nicht das Geschehene selbst.

Ist dieses Geschehene, diese Geschichte selbst auch ein Wunder Gottes gewesen? Ich antworte mit einer Schlußkette, die ich zu prüfen bitte.

Wenn die Kirche ein so großes Wunder Gottes ist — und sie ist es —, wenn die Bibel ein noch viel größeres Wunder Gottes ist —, und sie ist es — ein wieviel größeres Wunder muß erst die heilige Geschichte selbst gewesen sein, die die Veranlassung von dem allen ist?

Wir können dieses Wunder aber darum nicht mit Augen sehen, weil man Göttliches überhaupt nicht mit sterblichen Augen sieht, und weil wir nur noch Berichte solcher haben, die nicht einmal alle direkte Augenzeugen des Erlebten waren.

Wenn aber das, was als Erlebnis andrer Menschen verkündigt worden ist, in denen, die dies nur hörten, die tiefste Umgestaltung des geistigen Wesens hervorgerufen hat, wie viel mehr muß dies als ein Erlebtes und Geschehenes selbst ein Gewaltiges gewesen sein.

Dieses Erlebte war, daß Propheten und Lehrer sich ergriffen wußten von Gottes Macht, und schließlich Jesus Christus diesem Gotte Zeugnis gab in Leben und Tod, sodaß die, denen er aufging, sicher waren, in ihm Gottgleiches gesehen zu haben.

In einer von Gott geleiteten Welt erklärt nur die Annahme eines wirklichen göttlichen Handelns mit den Menschen, einer wirklichen Offenbarung Gottes alles, was darauf gefolgt ist: Bibel und Kirche.

Was wir die heilige Geschichte nennen, ist also eine notwendige Voraussetzung von Bibel und Kirche, eine Geschichte des Umgangs von Gott mit den Menschen, die wir aber nur soweit erkennen können, als eine bruchstückweise Ueberlieferung es gestattet, und von der wir darum annehmen müssen, daß sie noch ganz andre Dimensionen gehabt hat, als die Ueberlieferung erkennen läßt. So ist also die heilige Geschichte ein Geheimnis. Sie ist wie eine hinter der Wolke stehende Sonne, die hierhin und dorthin Strahlen wirft aus der Wolke. Aber so gewiß die Strahlen schießen, muß hinter der Wolke eine Sonne sein.

Auch von der Person Jesu Christi gilt das. Wir haben von ihm kein Veronikabild, in dem sein ganzes Angesicht abgedrückt ist, sondern nur den Eindruck seiner Person auf die allerdings lautere Empfänglichkeit seiner ersten Schüler und Freunde. Aber wir können aus dem, was dieser Eindruck aus jenen Männern gemacht hat, ermessen, welche Kraft die Sonne haben mußte, die sie bestrahlte. So ist die Persönlichkeit Jesu für uns ein offenbares Geheimnis: ein Geheimnis, denn wir übersehen ihn nicht, begreifen ihn nicht, und offenbar, denn wir erkennen an seiner Spur, wo und wer er war.

Das erste Wunder allein erklärt die beiden andern, und aus dem zweiten und dritten erkennen wir das erste.

Nur wenn das erste Wunder einer heiligen Geschichte geschehen ist, dann ist auch die Ueberlieferung davon eine Wahrheit, und dann hat sich auch die Geisteswelt der Kirche über einer Wahrheit erbaut. Aber reiner als die kirchliche Wahrheit und Ideenwelt ist die ursprüngliche Ueberlieferung von der heiligen Geschichte in der Bibel, und unendlich viel reicher und größer als alles, was die Bibel davon erzählt, ist das, was wirklich geschehen ist, und wovon die Bibel nur bruchstückweise erzählt.

Wenn wir dereinst in höherm Lichte ganz erkennen, was wir hier nur bruchstückweise sahen, dann wird das zweite und das dritte Wunder aufgehoben sein und zurückgegangen in das einzige und ewige Wunder, das die Worte andeuten „Gott ist geoffenbart im Fleisch."

Königsberg J G Hamann

Eine harte Rede

2

So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht. Wie wir jetzt gesagt haben, so sagen wir auch abermal: So jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht. Gal. 1, 8 f.

Das ist auch eins von den Schriftworten, deren erster Eindruck ein fast peinlicher und Widerspruch herausfordernder ist. Fast möchte uns das Wort im Munde des Apostels Paulus als eine Verirrung erscheinen, die er durch die weitherzige Schilderung seines Verhältnisses zu Apollos 1. Kor. 3 und das großartige Zeugnis Phil. 1, 18 wieder gut gemacht hat. Und doch meine ich, daß Paulus dies Wort des Galaterbriefes aus der Tiefe seiner Ueberzeugung heraus geschöpft hat, und daß der darin enthaltne Fluch recht eigentlich der Ausdruck seiner innersten Empfindung gewesen ist.

Wieder sind es die kirchlichen Wirren des letzten Jahres, die mir den Wert und die Größe dieses Wortes erschlossen haben. Denn in dem Kampfe, der gegen die Anhänger der sogenannten modernen Theologie geführt worden ist, haben wir kaum ein andres Schriftwort so oft hören müssen, wie dieses. Darauf haben sich die berufen, die uns jedes Recht in der Kirche absprechen wollen; auch wir sollten zu denen gehören, denen der Fluch des Paulus gelte. Ist diese Anwendung berechtigt? Müssen wir uns wirklich darunter beugen, daß der größte Apostel, der doch mit den judenchristlichen Aposteln eine wirkliche Gemeinschaft gefunden hat, uns die Bruderhand weigern würde?

Sehen wir einmal zu. Welches ist das Evangelium, dessen Antastung und Aenderung Paulus so furchtbar bedroht? Der Gegensatz macht es klar. Paulus hat gegen Leute zu kämpfen, die Christus nicht als den ausschließlichen und allgenugsamen Heilsbringer gelten lassen wollten; die zwar die in ihm erschienene Gnade Gottes nicht leugneten, aber bestritten, daß sie der alles Menschenwerk und Menschenverdienst aufhebende Heilsgrund sei. Deshalb forderten sie auch in der jungen christlichen Gemeinde Geltung des Gesetzes und verkündigten die Heilsnotwendigkeit der Beschneidung und der alttestamentlichen Festordnung. Dem gegenüber weist Paulus darauf hin, daß allein das Evangelium von Christo und der dadurch geweckte

Glaube selig mache. Es ist der Eifer für die Ehre Gottes, der ihn dazu treibt, jeder Meinung, die eine Ergänzung dieser Gnade durch menschliche Leistungen für notwendig erachtet, sein Anathema entgegenzusetzen.

Daraus aber sehen wir, daß die häufige Anwendung dieses Fluchwortes auf die moderne Theologie eine Gedankenlosigkeit oder Schlimmeres ist. Denn was wollen wir? Etwa ein neues Gesetz aufrichten, das sich neben Christus zwischen den Menschen und Gott einschöbe? Nein, vielmehr: wir treten jeder Auffassung des Glaubens entgegen, die ihn zum Gesetze, zu menschlicher Leistung, überhaupt zu etwas, was vom Entschluß und Thun des Menschen abhängt, erniedrigen will. Will man also die Parallele des Gegensatzes zwischen Paulus und den Galatern auf die Gegenwart übertragen — gerade wir modernen Theologen brauchen uns davor nicht zu fürchten.

Aber, wendet man ein: Es kommt freilich Paulus darauf an, daß der Glaube allein selig macht, aber der Glaube entsteht nur durch das korrekt verkündigte Evangelium. Also nicht nur, daß man dies allein verkündigt, sondern auch, daß man es ganz und vollständig verkündigt und ja nichts davon ausläßt, ist dem Apostel wesentlich, und darum gilt sein Fluch nicht nur denen, die mehr, sondern auch denen, die weniger predigen als dies Evangelium. Und das sollen nun eben wir modernen Theologen sein, denn wir suchen uns ja nur das aus der Schrift heraus, was uns paßt und zu glauben keine Mühe macht. Ja, dies Weniger ist sogar viel gefährlicher als das Mehr; deshalb darf man den römischen Katholiken, die ja allerdings noch einige Zuthaten zum Evangelium gemacht haben, eher noch die Bruderhand reichen als den Halbgläubigen der eignen Kirche. — Nur daß dieses Anathema jedenfalls den Paulus ebenso trifft, wie die modernen Theologen. Denn wie viel „Heilsthatsachen" hat er denn seine Gemeinden gelehrt? Taufe Jesu, Abendmahlseinsetzung, Tod, Begräbnis, Auferweckung, mehr gewiß nicht. Aber da fehlt ja doch wohl manches? Ist es also nicht ein ganz unvollständiges Evangelium? Und wie souverän hat er mit diesen „Heilsthatsachen" geschaltet! Nicht ein einziges Mal stellt er sie alle zusammen. Sondern in einer jeden von ihnen liegt ihm das ganze Evangelium beschlossen, jede von ihnen offenbart den ganzen Christus, — nicht ein aus einzelnen Akten und Thatsachen zusammengefügtes Gebilde, das in sich zerfallen müßte, wenn man nur an einem Punkte rühren wollte, sondern eine lebensvolle, wirkende Persönlichkeit, mit der es nicht in grauer Vorzeit wunderbar zugegangen ist, sondern die in der Gegenwart herrscht, an die „Glauben" in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit blicken heißt. So wenig Wert haben diese einzelnen Geschehnisse des irdischen Lebens Jesu für den Apostel, daß sie alle zurücktreten, hinter der einen Thatsache, für die er kein geschichtliches Zeugnis brauchte und suchte, die ihm aber sicher genug schien, darauf für sich und die Welt das Heil zu gründen, die Thatsache, daß ihm der Herr erschienen war und er in dem Angesichte Jesu Christi die Klarheit Gottes erkannt hatte. Nun, gerade wir „Modernen" wissen und betonen es, daß es keinen andern haltbaren Grund für die Verkündigung des Evangeliums giebt, keinen andern festen Ausgangspunkt für das Verständnis der Herrlichkeit Christi, als den der persönlichen Erfahrung seiner sündenvergebenden seelenrettenden Nähe.

Summa: es ist wirklich nichts mit dieser Anwendung des Pauluswortes auf die moderne Theologie. Der Fluch des Paulus trifft einen ganz andern Widerspruch gegen das Evangelium als den der modernen Theologie gegen das alte Dogma. Und wer ihn so siegesgewiß gegen theologische Gegner schwingt, gerade der dürfte nicht weit von einer Auffassung des Glaubens entfernt sein, gegen den er seine tiefste Spitze kehrt. Für die aber, die etwas wissen von der wirkenden Gegenwart des Herrn, die auch sie hebt und trägt, ist es ein gar kräftiger Trost, daß Paulus mit solcher Schärfe die Einwände des trotzigen und verzagten Menschenherzens verwirft, das es nicht glauben will, in dem Einen alles zu haben.

E F

Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung

2*)

Es würde weit über den Rahmen unsrer Darstellung hinausgehen, wenn wir die ganze litterarische Hinterlassenschaft Renans in Betracht ziehen wollten. Wir begnügen uns mit einer allgemeinern Betrachtung über den Charakter und die Bedeutung seiner Geschichtsschreibung und seine hervorragenden historiographischen Eigenschaften. Als die herrlichste, wertvollste Frucht seines Schaffens darf wohl das große siebenbändige Werk „Die Entstehung des Christentums" genannt werden. Darin wollte er die successiven Umbildungen analysiren, die der von Jesus in die Menschheit gesenkte Keim hat erleiden müssen, um ein kirchlicher Organismus von Festigkeit und Dauer zu werden. Die Hauptstadien dieses Werdeprozesses suchte er in den pointirten Titeln der einzelnen Bände zu markiren: Jesus Christus, Die Apostel, Paulus, Der Antichrist, Die Evangelien und die zweite christliche Generation, Die christliche Kirche, Mark Aurel und das Ende der antiken Welt. Dieser letzte Band erschien 1882, sodaß das Ganze in zwanzig Jahren vollendet wurde. Der wissenschaftliche Wert des Werkes ist ein ungleicher: im allgemeinen kann man sagen, daß die ersten Bände, was Gründlichkeit und Verständnis betrifft, die schwächern und unvollkommnern sind; in den spätern Teilen wird die Forschung gediegner und substantieller, und in manchem Kapitel erhalten wir geradezu klassische Stücke von bleibendem Wert. Mit scharfem, genialem Blick und in wahrhaft bahnbrechender Weise hat er die Periode des Werdens der katholischen Kirche und der Ausbildung des katholischen Dogmas gegen die spätere Zeit abzugrenzen gewußt. Ein so gewiegter Kenner wie Professor Harnack urteilt hierüber:

Renan hat unter den lebenden Forschern vor allen erkannt, daß die Dogmengeschichte nur zwei Perioden umfaßt, daß die Veränderungen nach Etablirung der katholischen Kirche in keinem Verhältnis stehen zu denen vorher. . . . Die deutsche Wissenschaft hat seit Ritschls Monographie über die Entstehung der altkatholischen Kirche, in der doch das Problem zu eng gefaßt war, eine der französischen ebenbürtige Leistung nicht aufzuweisen.

Ueberblickt man das Ganze der Renanschen Leistung, so darf man behaupten, daß seit der Tübinger Schule, seit den grundlegenden Arbeiten ihres Stifters, Ferdinand Christian Baur, kein Theologe mehr eine solch zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung des werdenden Christentums von seinen Anfängen bis zu seiner Konsolidirung als katholische Kirche unternommen und durchgeführt hat. Während sich der wissenschaftliche Betrieb der Theologie heute nur in dem Rahmen der Detailforschung sicher aber mühsam fortbewegt, hat Renan wieder einmal ein Totalgemälde, eine kunstvolle, anregende Gesamtgruppirung des Stoffes gewagt. Allzu bedächtige Gelehrte können den Kopf schütteln und von solchen synthetischen Versuchen als von verfrühter Arbeit abraten. Allein es würde dann immer, auch in tausend Jahren, jegliche Synthese zu früh kommen. Konsequenterweise müßte man es dann auch vermeiden, eine Weltkarte oder auch nur eine Karte Afrikas zu entwerfen, weil immer noch Teile dieses Kontinents in Dunkel gehüllt bleiben. Gerade der Detailforscher müßte den beglückwünschen, der es unternimmt, frisch und geschickt eine wenn auch unvollkommne Synthese zu vollziehen, weil er selbst den größten Nutzen davon haben wird.

Die Konstruktion Renans, die allerdings ohne die Tübinger Vorarbeiten nicht möglich gewesen wäre, stellt einen unleugbaren Fortschritt über diese hinaus dar, zunächst in der Darstellung selbst, dann aber besonders in der lebensvollern dramatischen Auffassung der christlichen Vergangenheit. Die Gestalten der Tübinger Geschichtsdarstellung sind zu abstrakt; sie haben etwas von den blassen Stubengelehrten an sich, die sie hervorgebracht haben, sie gleichen Gliederpuppen, die an einem Faden oder Draht bewegt werden. Renan versteht es, die Unmittelbarkeit des Lebens wiederzugeben: nicht Ideen oder tote Schemata sind die Triebfedern seiner Geschichte, sondern Temperamente, Leidenschaften, persönliche Motive, kleinliche Interessen, kurz Dinge, wie sie überall im täglichen Leben konstatirt werden. Allerdings schießt unser Historiker mit solchen Geschossen oft über das Ziel hinaus, besonders dann, wenn er sich in der Gesamtauffassung einer historischen Persönlichkeit täuscht, wie z. B. in seinem Charakterbilde Pauli oder Jesu, dem er allerlei ungeziemende Motive des Handelns zuzuschreiben imstande ist, wie Ehrgeiz, Eitelkeit, Charakterschwäche, sinnliche Liebe.

Obgleich mit vielen hypothetischen und romanhaften Strichen gezeichnet, ja vielleicht gerade darum, hat das Lebensbild Jesu nach Renan unzählig viele Leser gefunden und in der romanischen Welt unter den Laien ein viel größeres Aufsehen erregt, als das gleichnamige Werk von Strauß in Deutschland, das hier in seiner grundlegenden Form auf die theologischen Kreise beschränkt blieb. Im Gegensatz zu dem schattenhaften Dasein, das Jesus bei dem deutschen Gelehrten führt, malt Renan die Person Jesu zwar nicht historisch treu, aber mit vollem Relief. Sie steht in falscher Beleuchtung und doch in hellem Tageslicht. Bei Strauß war die Person in dem Nebel des Mythus aufgegangen; man erhielt einen christlichen Mythus, ein Christentum ohne Christus. Was von ihm, d. h. von den evangelischen Texten übrig blieb, reichte nicht hin, die Entstehung des Glaubens der Apostel und der Kirche an ihn verständlich zu machen. Die Gemeinde müßte alles aus sich geschaffen haben. Dem entgegen sah Renan wohl ein, daß zuerst Jesus selbst als eine mächtige Realität an die Spitze gestellt werden müsse; er füllt auch den ganzen Vorderplan des Werkes aus. Wir hören nicht nur von seinen Reden, von seinen Thaten und von dem Eindruck, den sie gemacht, sondern wir werden auch in seine Gefühlswelt, in seine geheimen Wünsche und Bestrebungen eingeführt. Charakteristisch ist z. B. die Art, wie Renan die Uebernahme des Messiasberufes und der hohen messianischen Titel von seiten Jesu verständlich zu machen sucht.

Eine unbedingte Ueberzeugung oder besser gesagt der Enthusiasmus, der ihm selbst die Möglichkeit eines Zweifels raubte, bedeckte alle diese Kühnheiten. Wir mit unsern kalten und ängstlichen Naturen, wir verstehen eine solche Art des Besessenseins durch die Idee nicht. Für unsre tiefernste Rasse bedeutet Ueberzeugung die Aufrichtigkeit mit sich selbst. Aber solche Aufrichtigkeit mit sich selbst hat wenig Sinn bei den orientalischen Völkern, die an die Feinheiten des kritischen Geistes nicht gewöhnt sind. Offenherzigkeit und Betrügerei sind Wörter, die in unserm strengen Gewissen sich als zwei sich ausschließende Bezeichnungen gegenüber stehen. Im Orient giebt es von einem zum andern tausend Ausflüchte und Umwege. . . . Man denke nur an die Verfasser der Apokryphen, die unter entlehnten Namen und offenbar ohne jede Skrupel schreiben. . . . Die materielle Wahrheit hat sehr geringen Wert für den Orientalen: er sieht alles durch seine Ideen, Interessen, Leidenschaften.

Wir halten diese Erklärung des messianischen Bewußtseins Jesu für unzureichend, können aber den Wert solcher psychologischen Analysen zur Ergründung der geheimen Verschlingung menschlicher Motive und Thaten nicht verkennen. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt Renan bei der Erklärung der evangelischen Wunder. Sie sind nicht Mythen, sondern Legende. An ihrem Zustandekommen habe der christliche Glaube teil, zugleich aber müsse der geschichtlichen Wirklichkeit ein Recht eingeräumt werden. Das Wunderbare in jenen Zeiten sei weniger eine reine Schöpfung menschlichen Geistes als eine phantastische Weise, sich die realen Fakta vorzustellen. Die Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen schaute die Thatsachen wie im Mondschein:

Das Wunder ist gewöhnlich vielmehr das Werk des Publikums als dessen, dem man es zuschreibt. Hätte sich Jesus hartnäckig geweigert, Wunderwerke zu verrichten, so hätte die Masse welche für ihn geschaffen. Das größte Wunder wäre gewesen, daß er keine vollbracht hätte. Nie hätten die Gesetze der Geschichte und der Psychologie einen größern Abbruch erlitten. Die Wunder waren wie eine Gewalt, die ihm sein Jahrhundert anthat, ein Zugeständnis, das ihm die vorübergehende Notwendigkeit abgerungen. Auch ist der Wunderthäter und der Teufelsbeschwörer gefallen, der religiöse Reformator aber wird ewig fortleben.

So versucht Renan Jesum durchweg als einen Menschen von Fleisch und Blut, ja im gegebnen Fall nur zu sehr von Fleisch und Blut zu bezeichnen.

Hat er also einen tiefen Sinn für das wirklich Menschliche, so verbindet er damit den weitern Vorzug, daß er auch den wirklichen Schauplatz der evangelischen Geschichte, so weit er noch vorhanden ist, gesehen und studirt hat. Er hat den Orient und insbesondre Palästina bereist; er kennt das Treiben und die

*) Vgl. Nr. 18.

Sitten der Bewohner der Levante aus eigner Anschauung und macht davon häufig Anwendung auf die evangelische Geschichte. Dieser topographische und sittengeschichtliche Hintergrund seiner Darstellung erzeugt nicht bloß farbenreiche Bilder, sondern hilft auch den Eindruck der Geschichtlichkeit erhöhen. Es ist bekannt, wie anziehend Renan den Stifter des Christentums in den Rahmen der galiläischen Fluren hineingezeichnet hat. Sehen wir, welches Bild er von den Missionsreisen der Apostel entwirft. Um ihr Evangelisationswerk zu schildern, greift er zurück auf das, was von den arabischen Reisenden des Mittelalters erzählt wird, und was er selbst in den jüdischen Gemeinschaften des Morgenlandes erlebt hat:

Die Beziehungen der Juden unter einander in unsern Tagen haben noch einige Aehnlichkeit mit dem, was das Mittelalter und das christliche Altertum darbieten. Ueberall, wo das jüdische Leben fest organisirt ist, gehen die Reisen der Israeliten von Ghetto zu Ghetto mit Empfehlungsschreiben. Was heute in Triest, Konstantinopel, Smyrna geschieht, ist das getreue Abbild dessen, was zu Pauli Zeiten in Ephesus, Thessalonich, Rom geschah. Der Neuangekommene, der sich Samstags in der Synagoge einstellt, wird bemerkt, umringt, ausgefragt. Man forscht von ihm, woher er ist, wer sein Vater ist, welche Neuigkeiten er bringt. Fast in ganz Asien und in einem Teil Afrikas erfreuen sich die Juden so einer ganz besondern Erleichterung im Reisen, dank dem Umstande, daß sie eine Art Geheimbund bilden. . . . Diese kleinen Koterien waren ausgezeichnete Vehikel zur Verbreitung der Lehren. Man kannte sich genau; man überwachte sich unaufhörlich. Nichts glich der üblichen Freizügigkeit unsrer modernen Gesellschaft weniger. Eine religiöse Frage, die in diese Versammlungen getreuer Israeliten hineinfiel, setzte alles in Brand, rief Trennungen und Streit hervor. Die Verbreitung des Christentums würde sich ohne diese Versammlungen nicht erklären. Diese Synagogen waren Häuser wie andre, hatten wenig Auffallendes, aber ein Zeichen ließ die Quartiere erkennen, in denen sie standen: es war der Mangel an Bildhauereien aus der lebendigen Welt, weshalb man genötigt war, bei der Verzierung zu linkischen, schwülstigen und falschen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Was aber noch mehr wie alles andre das jüdische Viertel dem von Cäsarea Neugelandeten anzeigte, das war das Rassezeichen, diese junge Mädchen mit hellen Farben, weiß, rot, grün, ohne mittlere Färbung angethan; diese Matronen mit mildem Angesicht, mit rosigen Wangen, mit leichter Körperfülle, mit guten mütterlichen Augen u. s. w.

Doch wie alle Eindrücke von Natur und Gesellschaft nur für den wertvoll sind, der sie zu verarbeiten und gleichsam neu aus sich heraus zu produziren weiß, so ist es zuletzt, wie wir schon oben andeuteten, die Einbildungskraft, die Phantasie Renans, seine eminente künstlerische Begabung, durch die seine historische Meisterschaft bedingt ist. Den denkenden Geist über das Totenfeld der Geschichte schweben zu lassen, scheint ihm keine hinreichende Lösung der Aufgabe des Historikers zu sein, sondern diese Totengebeine belebt er. Die Phantome der mehr als tausend Jahre alten Geschichte erhalten bei ihm feste Konturen, er sieht sie handeln, er hört sie reden. Alles Selbsterlebte, seine Umgebung, die Bekannten von gestern und heute, die zeitgenössischen Ereignisse dienen ihm als lebensfrische Folie, auf der das längst entschwundne Leben wieder aufblüht. Studirt er z. B. Karolingische Geschichte und will er sich ein Bild machen von dem Geisteszustande der Germanen jener Tage, so findet er ihr Porträt wieder in seinen frühern Mitschülern des Seminars.

Es waren junge Bauern aus der Bretagne, kräftig, kerngesund, beherzt und, wie alle Wesen, die auf einer niedrigern Stufe der Zivilisation stehen und sich auf ihre Männlichkeit etwas einbilden — voll übertriebnen Respekts für die Körperstärke, dabei von einer ziemlichen Geringschätzung für die Weiber und alles, was ihnen weiblich vorkam. Und doch wollten sie alle Priester werden.

Daraus, meint Renan, sei ihm psychologisch das litterarische Wesen eines Saxo-Grammatikus, eines Rhabanus Maurus ganz verständlich geworden.

Wir teilten uns unsre Gedanken über Sallust und Titus Livius mit, die mit denen, die die Latein lernenden Schüler des heiligen Gallus oder des heiligen Kolumban unter sich austauschten, eine große Aehnlichkeit haben mußten. Wir entschieden, daß Cäsar kein großer Mann gewesen sei, weil er nicht tugendhaft war; unsre Geschichtsphilosophie kam in ihrer Naivität und Einfachheit der eines Gepiden oder Herulers gleich.

Beispiele aus andern Gebieten mögen folgen. Der Anteil des staatserhaltenden Instinkts der Masse an den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte erfährt eine charakteristische Beleuchtung, wenn die Lage der damaligen Christen verglichen wird mit der eines protestantischen Missionars, der in einer erzkatholischen Stadt Spaniens wohnen und gegen die Heiligen, die heilige Jungfrau und die Prozessionen predigen würde. Das Herausfordernde, das in den Bestrebungen und in der ganzen Haltung jener Christen lag, wird durch folgende Zeilen in helles Licht gerückt:

Man stelle sich in England einen Freidenker vor, der an einem von der Königin verordneten Buß- und Bettag öffentlich in ein Gelächter ausbrechen würde.

Ist von Jeremias die Rede und von der heftigen Sprache, die er geführt hat, so meint Renan:

Das wahre Analogon der Propheten in unsrer Zeit, man kann es nicht genug sagen, das sind die Journalisten mit zügelloser Feder. Jeremias hatte eine große Verwandtschaft mit gewissen Leuten, die wir wohl gekannt haben. Es war so ein Felix Pyat, mit jesuitischem Beigeschmack.

In Bezug auf das neue Losungswort der werdenden römischen Kirche, Petrus und Paulus, heißt es treffend:

Es war eine neue mythische Dualität, die die des Romulus und Remus ersetzte.

Mit den oben besprochnen Eigenschaften hängt es zusammen, daß uns in Renans historischer Forschung eine erstaunliche Divinationsgabe entgegentritt: zwei oder drei schwache Anhaltspunkte in den Quellen, die für jeden andern totes Material bleiben würden, genügen ihm, um daraus durch geschickte Kombinationen und Andeutungen eine ganze Szene, eine Charakterschilderung, ein Sittenbild, ein dramatisches Intermezzo abzuleiten. Man begreift, daß deshalb besonders die dunkeln Punkte und Zeiten der Geschichte eine große Anziehungskraft auf ihn ausüben. Darum reizte ihn vor allem jener Zeitraum der zwei ersten Jahrhunderte, jene Entstehungszeit der christlichen Kirche, wo man durch Phantasie und Intuition so vieles ergänzen muß. Kirchengeschichte schreiben, in vollem Tageslichte sich bewegen, das überlasse er andern.

Man darf es Renan zum großen Verdienst anrechnen, daß er wie keiner vor ihm die Bedeutung des sozialen Elements für die Wertschätzung des Urchristentums betonte und zu würdigen verstand. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß er dieses Moment einseitig hervorkehrt und namentlich, wie wir unten zeigen werden, den religiösen Ausgangs- und Zielpunkt des urchristlichen Sozialismus verkennt, aber darum ist seine Reaktion gegen die landläufige Anschauung doch durchaus berechtigt. Sie zeugt von einer Einsicht, die den protestantischen Forschern leider zu oft abgeht, und die Renan gewiß zum Teil seiner katholischen Erziehung verdankt. Wo man die soziale Seite außer acht läßt, wird man nicht nur die schnelle Verbreitung des christlichen Glaubens besonders in den Schichten der Bevölkerung, die sich ihm am meisten zugänglich zeigten, nicht begreifen, sondern man wird überhaupt nicht zu einem vollen Verständnis des Urchristentums gelangen. Das soziale Element ist dem Christentum schon in die Wiege gelegt, insofern die messianische Idee, aus der die christliche Religion geboren ist, ein neues Gesellschaftsideal einschloß. Die soziale Aktion Jesu erblickt Renan überall in seiner Fürsorge für die Armen, in seinem Heilen der menschlichen Gebrechen und des menschlichen Elends, in seinem Bestreben, die schweren Lebenssorgen zu bannen, und in seinen weltflüchtigen Neigungen. Die soziale Tendenz des Christentums zeige sich besonders in der Urgemeinde zu Jerusalem und ihren utopistischen Einrichtungen, dann in dem Montanismus und schließlich in dem von der Kirche anerkannten Mönchtum. Wie ein roter Faden spinne sich dieser Zug durch die ganze Entwicklung hindurch; man müsse sich die Beschaffenheit der damaligen Gesellschaft vorstellen, die Unzahl der Armen, die Aufhäufung der Reichtümer in den Händen Einzelner, die Erpressungen und Gewissenlosigkeit der Hohen, und man begreife dann, mit welcher Begeisterung unter solchen Verhältnissen das Christentum, diese erste, gegenseitige Hilfsgesellschaft, aufgenommen wurde. Denn eine solche Genossenschaft, das war die Verwirklichung der Lehre Jesu, das wollte das Christentum ursprünglich sein. Seitdem sei es manches andere geworden: eine Lehre, eine Philosophie, eine Regierungsmaschine. Anfangs war es bloß eine soziale Reform. Die Doktoren und Theologen hatten das Christentum von dem richtigen Wege abgeführt, und fast möchte Renan glauben, daß die Dekadence begonnen habean dem Tage, da Paulus seinen ersten Brief schrieb.

Will man sich einen Begriff machen, wie geschickt Renan

die gewaltige Bedeutung des sozialen Faktors in der Urkirche zu veranschaulichen weiß, so lese man folgende Betrachtungen über die Rolle des weiblichen Geschlechts innerhalb der jungen Gemeinde:

Die Frauen strömten von selbst einer Gemeinschaft zu, in der der Schwache von so vielen Garantien umgeben war. Ihre Stellung in der damaligen Gesellschaft war eine untergeordnete und unsichere. Die Witwe insbesondre war trotz einiger Schutzgesetze meist dem Elend preisgegeben und wenig geachtet. Viele Doktoren wollten, daß man der Frau gar keine religiöse Erziehung gebe. Der Talmud stellt auf die gleiche Stufe die schwatzhafte und neugierige Witwe, die ihr Leben mit Klatschen bei den Nachbarinnen zubringt, und die Jungfrau, die ihre Zeit mit Beten verliert. Die neue Religion schuf diesen armen Geschöpfen ein ehrbares und sicheres Heim. Einige Frauen nahmen in der Kirche einen sehr bedeutenden Rang ein, und ihr Haus diente als Versammlungsort. Die, die keine Familie hatten, faßte man in einen Orden zusammen, in ein weibliches Presbyterium, das in der Almosenorganisation eine Hauptrolle spielte. Die Einrichtungen, die man als eine späte Frucht des Christentums ansieht, die Frauenkongregationen, die Beghinen, die barmherzigen Schwestern waren seine ersten Schöpfungen, das Prinzip seiner Kraft, der vollkommne Ausdruck seines Geistes. Namentlich ist die schöne Idee, die Frauen, die nicht in der Ehe leben, durch eine Art religiösen Charakters zu weihen und einer regelrechten Disziplin zu unterwerfen, eine ganz christliche Idee. Der Ausdruck „Witwe" wurde gleichbedeutend dem andern „religiöse Person, gottgeweiht, Diakonisse." In diesen Ländern, in denen eine vierundzwanzigjährige Gattin schon verwelkt ist, wo es keine Mitte giebt zwischen dem Kinde und der alten Frau, war es wie ein neues Leben, das man für die Hälfte des menschlichen Geschlechtes, und zwar für die aufopferungsfähigste, schuf. . . . In dem Alter, das in unsern Augen noch die Jugend ist, in dem aber das Leben der Orientalin so trübe, den Einflüsterungen des Bösen in so verhängnisvoller Weise offensteht, konnte die Witwe, wenn sie ihr Haupt mit einem schwarzen Shawl umhüllte, eine geachtete, würdig beschäftigte Person, eine Diakonisse und den angesehensten Männern ebenbürtig werden. Die so schwierige Stellung der Witwe ohne Kinder erhob und heiligte das Christentum: die Witwe wurde beinahe der Jungfrau gleichgestellt. . . . Diese Frauen, die unaufhörlich hin und her wanderten, waren prächtige Missionare für den neuen Kult. Die Protestanten täuschen sich, wenn sie unsern modernen, individualistischen Sinn in der Wertschätzung dieser Thatsachen zur Anwendung bringen. Handelt es sich um die Geschichte des Christentums, so ist der Sozialismus, der Cönobitismus das Ursprüngliche.

Mit Recht weist Renan darauf hin, daß in jeder großen religiösen Bewegung die Werke origineller seien als die Prinzipien. Längst, ehe das Christentum erschien, haben die Weisen des Altertums die meisten der Wahrheiten verkündigt, die man ihm zuschrieb; es sei ein Leichtes, in jüdischen Schriften die Lehrsprüche, die man in den Evangelien bewundert, nachzuweisen. Darum aber sei das Christentum keineswegs geringer. Auf dem Gebiete der Religion und der Moral sei die Erfindung nichts: die Sätze der Bergpredigt sind alt wie die Welt, niemand kann ihr litterarisches Eigentum beanspruchen. Aber das Wichtige war eben, diese Grundsätze zu realisiren, sie zur Grundlage einer Gesellschaft zu machen.

Diese Beleuchtung der christlichen Religion vom sozialen Standpunkt aus hat, wie schon angedeutet, ihr gutes historisches Recht. Es unterliegt auch für uns keinem Zweifel, daß die Auffassung des Christentums als einer neuen Lehre oder selbst als eines neuen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen schon für Jesus oder Paulus, aber noch in höherm Maße für die spätere Gemeinde eines ganz gewaltigen Gegengewichtes bedarf. Nur dem allerkleinsten Bruchteil der ersten Christen dürfte die rein religiöse Bedeutung des Christentums so zum Bewußtsein gekommen sein, wie sie heute in der Vorstellung der meisten Theologen fortlebt. Die protestantische Theologie wirft dem Katholizismus mit Recht vor, daß er das christliche Altertum nur durch die Brillen der Tradition zu betrachten wisse. Man kann heute hinwiederum die Beobachtung machen, daß der Protestantismus sich zu sehr gewöhnt hat, die Religion Jesu und der ersten Christen nur durch das Prisma der protestantischen Tradition, ich meine der Reformation und des Paulinismus, zu schauen.

Mit dem geschilderten Vorzug hängt nun aber auch der Grundfehler der ganzen Betrachtungsweise Renans zusammen, der Fehler, um dessenwillen die protestantische Theologie Deutschlands so wenig Geschmack an seiner Arbeit gefunden hat. Gerade weil Renan ein so scharfes Auge hat für die großen Umwälzungen des Christentums im äußern Leben, auf dem sozialen Gebiet, in den gesellschaftlichen Ordnungen, so bleibt ihm kein genügendes Verständnis für die innere Seite der Religion, für die Macht des Glaubens an eine übersinnliche Welt, für den Ernst, der dadurch in das Seelenleben hineinkommt, für das, was man so treffend die Tragik des Christentums genannt hat. Daher kommt es, daß er für die Figuren und Charaktere in der Kirchengeschichte, die sich durch diesen tiefen Ernst hervorthun, so wenig Verständnis besitzt. Mit dem Protestantismus hat er sich doch nie recht befreunden können, für Luther und Kalvin hat er nicht viel übrig; aus demselben Grunde hat er auch nur eine sehr mäßige Bewunderung für Paulus. Er sei der erste der Protestanten, wie seine rauhe, heftige Redeweise, seine herbe Polemik und sein hartnäckiges Festhalten an seinem Sonder-Evangelium beweisen. Er war zu absolut, zu systematisch.

Er ist der Vater des subtilen Augustin, des trocknen Thomas, der finstern Kalvinisten, der jähzornigen Jansenisten, der grausamen Theologie, die verdammt und eine Prädestination zur Hölle lehrt.

Es wäre Renan wie eine Art Genugthuung, annehmen zu dürfen, daß dieser Paulus, dieser feurige Apostel gleichsam zur Strafe für sein verzehrendes Wesen irgendwo eines obskuren Todes gestorben wäre. Wahrlich, ein eigenartiges und in seiner Weise reizendes Gemälde,

wenn der verstockteste Dogmatiker unter der Sonne irgendwo auf einer Küste oder auf einer Straße Spaniens traurig und verzweifelt (oder sollen wir eher sagen gefaßt) gestorben wäre, mit dem Worte auf den Lippen: Ergo erravi.

Nicht der Römerbrief sei das Resümee des Christentums, sondern die Bergpredigt. Jesus sei der Vater aller derer, die in schönen idealen Träumen den Frieden ihrer Seele suchen. Diese ausgesprochne Vorliebe Renans für Jesus beruht auf einer einseitigen Auffassung seiner Persönlichkeit. Ein Zug überstrahlt alle andern in deren Porträt: es ist die ästhetisch-ideale Stimmung. Daß Jesus ein Virtuose in dieser Stimmung war, das ist es, was Renan vor allem an ihm bewundert. Darum liebt er es auch, Franz von Assisi dem Stifter des Christentums zur Seite zu stellen. Er sei sein bestgelungnes Nachbild. Es seien beide schöne Seelen, ihre Religiosität habe nichts Peinliches und Widernatürliches, sondern sei nur die glatte Entfaltung der Persönlichkeit. Wie wenig der katholische Historiker imstande war, die tiefere innere Seite des evangelischen Gedankens zu erfassen, zeigt sich z. B. an seiner Beurteilung des Todes Jesu. Wenn geschrieben steht, des Menschen Sohn muß sterben, so sei das nicht im Sinne einer Heilsnotwendigkeit, eines höhern, göttlichen Ratschlusses zu verstehen.

Jesus mußte so sterben, sonst hätte er das Ideal des Weisen, der für die moralische Schönheit seines Lebens mit dem Tode büßen muß, nicht erreicht. Sollte ein vulgärer Tod ein Leben wie das Jesu krönen? Welch eine Blasphemie!

An solchen und manchen ähnlichen Aussprüchen merkt man deutlich, daß es Renan, um ein perfekter Historiker des Urchristentums zu sein, an einer Hauptsache fehlte: nämlich an dem, was man die Kongenialität mit dem Objekt genannt hat. Indessen wenn man seiner Art und seinen Verdiensten auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung gerecht werden will, so darf man ihn nicht mit deutschem protestantischem Maßstabe messen. Man muß vielmehr seines Ausgangspunktes und seiner Erziehung eingedenk bleiben, man muß den Betrieb der religiösen Studien in Frankreich vor ihm ins Auge fassen: nur so wird man den Fortschritt schätzen lernen, den er realisirt hat. Früher hatte man in Renans Vaterland die Geschichte des Christentums und die religiösen Fragen überhaupt nur in streng kirchlich-katholischem Sinne behandelt, oder man hatte gleich mit den Waffen des Spottes und des frivolen Unglaubens dagegen polemisirt. Mit dieser von Voltaire eingebürgerten Tradition gebrochen zu haben, ist das bleibende Verdienst Renans. Er hat eine neue positive Methode der Behandlung der religiösen Fragen eingeführt. Durch das Studium der deutschen Theologie aufgeklärt und dieselben kritischen Prinzipien anwendend, wollte er nichts andres als die christliche Vergangenheit ohne vorgefaßte Meinung rekonstruiren. Die polemische Methode hat er selbst als ein niedres Handwerk bezeichnet, das Voltaire ohne Gelehrsamkeit, ohne Sinn für das Altertum betreiben konnte, für das er selbst aber weder Geschmack noch Befähigung besitze.

Bgr

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage von Carl Jentsch*)

Der Verfasser der im vorigen Jahre (s. Nr. 3 bis 5) von uns besprochenen „Geschichtsphilosophischen Gedanken" bietet uns hier einen Vorschlag zur Lösung nicht etwa nur der sozialen, sondern der europäischen Frage. Durch diesen Titel ist schon die Weite des von ihm eingenommenen Standpunktes angedeutet. Für ihn ist die Kernfrage nicht die rein theoretische, wie am gerechtesten zwischen die beiden in der Theorie gesonderten, in der Praxis aber gar nicht so reinlich geschiednen Klassen des Unternehmers und des Lohnarbeiters der Arbeitsertrag verteilt werde, sondern die allgemeinere: woher stammt in den europäischen Völkern des Westens das Massenelend, und was hat der Staat um der Staatsraison willen zu thun, um einen kräftigen, gesunden, zu tüchtigen Leistungen und einer sittlichen Lebensführung fähigen Menschenschlag zu gewinnen? Die Antwort auf die erste Frage gewinnt der Verfasser aus einer sehr interessanten und lehrreichen Skizzirung der englischen und deutschen Wirtschaftsgeschichte; sie lautet: das Massenelend ist erst da ein notwendiger Zustand, wo die Mehrzahl der Glieder eines Volkes keinen Anteil mehr an Grund und Boden hat, sondern halt- und ziellos der Industrie als widerstandsunfähige Ausbeutungsobjekte in die Arme getrieben werden. So ist ihm die Landfrage das eigentliche Problem. Für die dringendste Aufgabe der Gegenwart hält er, den Menschen als Rückhalt gegen die alles aufsaugende Industrie sichern Grund und Boden unter die Füße, ein festumschriebnes Besitztum in die Hand zu geben. Er leugnet, daß man den komplizirten Zustand des reinen Industriestaats, diesen „Wirrwarr," einfach als gegeben hinzunehmen habe, er bestreitet ihm sein Recht. Er leugnet die Notwendigkeit, daß durch den Kulturfortschritt die einfachen Verhältnisse verschwinden, in denen jeder seinen Arbeitsertrag überschauen und sein Recht daran sichern kann. Das ist im Munde von Jentsch nicht ein kläglich-reaktionärer Ruf nach der „guten alten Zeit." Wir wüßten niemanden, der moderner empfände als dieser Vertreter der Idee des bäuerlichen Zukunftsstaates.

Der Kern seiner Anschauungen steckt im dreizehnten Kapitel: Die Uebervölkerung und die Not der Landwirtschaft. Bekanntlich ist es eine Hauptthese des Sozialismus, die namentlich von Henry George mit einem fast religiösen Eifer verfochten wird, daß eine Uebervölkerung überhaupt nicht vorhanden sei und daher nicht als Ursache des Massenelends angesehen werden dürfe.**) Wenn man George liest, so muß man ihm Recht geben, denn er hat nicht irgend ein Vaterland, sondern die Welt im Auge. Daß man in der Welt noch nicht von Uebervölkerung reden kann, ist klar. Es giebt viele Länder, die noch dünn bevölkert sind, es giebt andre, in denen durch das Bodenmonopol Etlicher, wie z. B. in England, die Menschen auf wenige Punkte zusammengepfercht werden, weil ihnen die Möglichkeit der zweckmäßigen Ausbreitung genommen ist. Aber wie steht es in Deutschland? Hier haben wir, abgesehen von der für uns nur ein Defizit bedeutenden Auswanderung nach Amerika und Australien, keine Abflußkanäle als die großen Städte. Daher haben wir Uebervölkerung. Dieses Uebel drückt sich aus in der Not der Landwirtschaft, die nach Jentsch herbeigeführt ist durch die fortgesetzten Erbteilungen, bei denen die Güter entweder zerstückelt werden, bis im Laufe der Generationen widerstandsunfähige Zwergwirtschaften entstehen, oder (bei dem Verfahren der „Auszahlung") mit Hypotheken so belastet werden, daß der Besitzer sich nicht mehr halten kann. Zu diesen Gründen der Ueberschuldung und Zerstücklung hätte noch hinzugenommen werden können die Thatsache, daß der sogenannte „Wert" der Güter im Osten unsers Vaterlandes, d. h. der Preis, zu dem sie gekauft sind, ein weit über den Ertragswert hinaus künstlich gesteigerter ist. Dadurch daß der Landbesitz in der Zeit wirtschaftlichen Aufschwunges und Geldüberflusses ein beliebtes Anlageobjekt war, ist der „Verkehrswert" oder „Kurs" der Güter über ihren wirklichen Wert hinaus gestiegen. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß die erwünschte Verzinsung des Kaufkapitals nun und nimmermehr eintreten kann. Kurz und gut — unter solchen Umständen, wo der Vorrat an Land verteilt ist, während die Bevölkerung rapide wächst, giebt es nur zwei Auswege: Entweder — der überschießende Teil des Volkes, der auf dem Lande keinen Eigenbesitz mehr findet und dadurch in seiner Lebenshaltung immer tiefer herabgedrückt wird, geht in die Stadt, um sich der Industrie und andern Erwerbszweigen zuzuwenden, oder — es muß neues Land geschafft werden, sei es durch äußere Kolonisation, sei es durch innere, d. h. durch Zerschlagung des großen Besitzes und Schaffung neuer, ausreichender Bauernstellen, die von vornherein gegen die Erbteilung und Verschuldung geschützt werden.

Daß das letztere Werk bei uns nicht nur überhaupt schon unternommen, sondern in erfreulichstem Gange ist, lehren uns die vorjährigen Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik.*) Um so schwerfälliger schreitet das Werk der äußern Kolonisation fort. Wenn wir auch nicht mit Jentsch das bisher Geschehene als „Spielerei" bezeichnen wollen, so können wir doch erheblich mehr von unsrer Regierung und der Initiative des Privatkapitals erwarten. Jentsch begiebt sich nun freilich auf das Gebiet der Utopie, wenn er einen Bund patriotischer Männer in West- und Mitteleuropa organisiren will, um an Rußland namens der verbündeten Staaten Europas die Forderung zu stellen, daß es alle seine Einfuhrzölle aufhebe, unbeschränkte Einwanderung gestatte, alle die Ansiedlung von Ausländern erschwerenden Bestimmungen aufhebe und den Kolonisten das Recht der Selbstverwaltung einräume. Denn Rußland ist unser Kolonialland.

> Wir leiden an Hypertrophie des Volksgehirns, haben einen Ueberschuß an Intelligenz, an Geistern, die zur Leitung andrer, zu nutzbringenden Unternehmungen befähigt sind, einen Ueberschuß, der, weil er nicht verwendet wird, daheim in sittlichen und politischen Eiter übergeht; die Russen dagegen brauchen intelligente, thatkräftige, ehrliche Leitung so notwendig wie das liebe Brot, ja erst solche Leitung würde ihnen ihr Brot sichern. Es giebt nicht zwei Völker auf der Erde, die einander gegenseitig so notwendig brauchten, so auf einander angewiesen wären, wie die Deutschen und die Russen; flößen aus Deutschland zehn Millionen Menschen nach Rußland ab, so wäre beiden Völkern geholfen.

Utopisch nennen wir diesen Gedanken, nicht weil er überhaupt unmöglich schiene, sondern weil er für die Gegenwart und die nächste Zukunft keinen Ausweg zeigt aus den furchtbaren Schwierigkeiten. Aber der Kolonisationsgedanke überhaupt, wie er ihn predigt, ist so urgesund**) und wahr, daß wir nur wünschen können, die Männer unsrer Regierung läsen diese Ausführungen und beherzigten sie. An Kolonialland fehlt es nicht. Kenner der Verhältnisse bezeichnen vor allem Kleinasien als das Land unsrer Zukunft, das wir bereits jetzt wirtschaftlich erobert haben. Der unwiderstehliche Zug nach den großen Städten hat ja schon die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle erheblich gelockert.

Wie beurteilt Jentsch als ausgezeichneter Kenner der ländlichen Verhältnisse des Ostens die Erscheinung der Entvölkerung des Landes? Nicht der niedrige Lohn allein treibe den Mann nach Westen, sondern daß er überhaupt (durch die Uebervölkerung und fortgeschrittene Teilung) aus einem Besitzenden zum besitzlosen Proletarier geworden ist. Dazu kommen dann freilich schlechter Lohn, schlechte Wohnung, schlechte Behandlung und übermäßig lange Arbeit. Zu den erbaulichen Beispielen, die Jentsch anführt, wird ja die Enquete des Evangelisch-sozialen Kongresses weitere liefern. Dann aber:

> Seit mehr als zwei Jahrzehnten beobachte ich mit steigender Verwunderung, wie geflissentlich man in gewissen Gegenden unsers Vaterlandes bemüht ist, den Landleuten und namentlich den ländlichen Arbeitern die Heimat zu verleiden durch allerlei Polizeivorschriften und

---

*) Leipzig, F. W. Grunow. Preis: geb. 4 Mk. 50 Pfge. Das Buch ist zugleich eine Kritik des gefährlichen Buches von J. Wolf, Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftsordnung.

**) Vgl. H. Soetbeer, Die Stellung der Sozialisten zur Malthusschen Bevölkerungslehre. Gekrönte Preisschrift, Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1886. 3 Mk.

*) Leipzig, 1893.

**) In diesem wie in manchen andern Gedanken berührt sich Jentsch mit den Ideen von Paul de Lagarde, ohne ihn jedoch zu kennen.

Maßregeln, die mehr Dienst- und Pflichteifer als Menschenkenntnis und Weisheit verraten.

Für den Verfasser charakteristisch ist überhaupt der Zorn über die Reglementirerei und die Einmischung der Polizei in alle und jede Verhältnisse, die Büreaukratie des täglichen Lebens. Damit steht in Verbindung das Vertrauen zu der Gesundheit und Richtigkeit der Natur. Sie lasse man schalten und walten, dann wird schon das Richtige herauskommen.

So wohlthuend und erfrischend diese Auflehnung gegen die übertriebne Reglementirerei auch anmutet, so berechtigt seine Empörung über eine oft unbegreifliche Einmischung in gesunde Regungen des Volkslebens ist*) — es ist doch nicht zu leugnen, daß der größte Teil von dieser „Schererei" außerordentlich heilsam und für unser modernes Leben notwendig ist. Daß jedermann in jedem Moment seines Lebens unter den Augen der Behörde lebt und immer wieder durch Anfragen, Aufforderungen u. s. w. belästigt wird, ist ja niemanden, besonders dem Bauern nicht angenehm. Indessen diese Abneigung gegen Einmischung der Behörde weist doch auf eine Schattenseite unsers Volkscharakters hin: den übertriebnen Individualismus oder — anders ausgedrückt: die starke Gleichgiltigkeit gegen alle öffentlichen Interessen des Staates. Ehe wir nicht so reif sind — und das sind wir noch lange nicht —, daß eine weitgehende Dezentralisation zu noch größerer Selbstverwaltung möglich ist, so lange wollen wir uns doch den segnenden Arm des Polizeistaats, über den zu schelten ja so außerordentlich billig ist, gefallen lassen. Wir sollten lieber unsre Leute davon überzeugen, wie gering im Verhältnis zu der geordneten Sicherheit, die wir genießen, die durch sie verursachte Mühe ist. Denn gestehen wirs nur — der Hauptgrund jener Abneigung ist doch eine durch nichts zu rechtfertigende Bequemlichkeit. Ist es nicht geradezu lächerlich, daß nicht nur Landleute, sondern gebildete Männer, Hausfrauen u. s. w. stöhnen über die Arbeit, die ihnen das „Klebegesetz" macht?**) Gewiß ist die Sache etwas pedantisch, aber kommt denn die kleine Belästigung überhaupt in Betracht gegen den Fortschritt an sozialem Gedanken, der hier gewonnen ist? Man wird ja hoffentlich eine Vereinfachung finden, aber die klugen Leute, die heute räsonniren, hätten doch lieber rechtzeitig ihre Reformideen vorbringen sollen. Ueberhaupt finde ich auch bei Jentsch in diesen Erörterungen, so kernig und frisch sie sind, etwas von dem Ton des kannegießernden Spießbürgers, der weder mit Polizei noch mit Regierung jemals zufrieden ist.

Unter den Gründen für die Entvölkerung des Landes nennt Jentsch auch den Militärdienst. Gewiß mit Recht, obwohl hier wie in seinem frühern Buche eine gewisse Abneigung gegen das Soldatenwesen durchschimmert, die entweder auf Unkenntnis oder auf persönlichen ungünstigen, aber keineswegs maßgebenden Erfahrungen beruht. So hoch ich die Menschen- und Lebenskenntnis von Jentsch schätze — für gewisse Gebiete des Daseins fehlt ihm nach meinem Urteil einfach der Blick.

Als Heilmittel also nennt Jentsch: äußere Kolonisation und die Schaffung eines freien Bauernstandes durch innere Kolonisation (vermittelst Zerschlagung der großen Güter in kleinere). In dem letztern Punkte bewegt er sich in umgekehrter Richtung wie die Bodenreformer — meines Erachtens mit vollem Recht. Denn während sie die Verstaatlichung des Grund und Bodens und die Verwaltung des Landes durch Pächter, also uninteressirte Beamte erstreben, will Jentsch gerade im Gegenteil den lebensmutigen und unüberwindlichen Eigentumssinn des Bauern, der seine Scholle mit verzehrender Glut liebt, stärken durch die Schaffung von kleinem, aber festem Besitz. Freudig dagegen stimmt er zu in Bezug auf die Beschneidung des städtischen Grundstückwuchers. In der That hat Jentsch hier eine Erkenntnis vorgetragen, die sich mehr und mehr Bahn zu brechen scheint. Die Bodenfrage auf dem Lande und in der Stadt darf nicht über einen Kamm geschoren, sondern muß gerade in umgekehrter Richtung beantwortet werden. Auf dem Lande ist der Boden selber produktiv. Darum verteile man ihn so, daß er möglichst ergiebig und dauerhaft produziren könne. In der Stadt ist der Grund und Boden nicht nur nicht produktiv, sondern ein fressendes Kapital, insofern er den Ertrag aller städtischen Arbeit schmälert, nur die rasend wachsende Bodenrente und daher das Leben des Konsumenten in jeder Weise verteuert. Also hier verteile man ihn so, daß die Bodenrente, d. h. der Wert, den der Boden bloß durch seine Begehrtheit und Seltenheit gewinnt, dem Ganzen zu gute kommt, d. h. man kommunalisire ihn. Das würde eine Fülle von ausgezeichneten sozialen Folgen haben. Vor allem eine starke Hebung der städtischen Wohnungsverhältnisse.

Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, einen längern Passus aus dem Buche zu zitiren, nicht um es zu plündern, sondern um zur Lektüre zu reizen:

> Wenn es sich bloß um die leibliche Ernährung handelte, die könnte vielleicht selbst für hundert Millionen Bewohner noch ohne Beihilfe des Auslandes bestritten werden. Noch sind nicht alle Moore trocken gelegt, nicht alle Berge bis auf den Gipfel gepflügt; noch gestatten wir uns hie und da die Raumverschwendung natürlich geschlängelter Flußläufe mit regellos verstreutem Ufergebüsch, in dem gefiederte und ungefiederte Paare Versteckens spielen können; noch sieht man weidende Kühe und Rinder das kostbare Gras zertreten; noch dulden wir den Luxus beblümter Wiesen, während steife Futtergräser zwar keine bunten Blüten tragen, dafür aber, wie die Ackerbauchemie lehrt, mehr Nährstoff enthalten; noch giebt es Wälder bei uns, und noch lassen wir mit unverzeihlichem Leichtsinn so manchen Spaziergänger ungestraft, der ein Waldblümchen pflückt, und manches arme alte Weib und manches Kind, die Pilze und Beeren herausholen und so die ökonomisch allein zulässige, „bestmöglichste" Verwertung der Waldprodukte beeinträchtigen. Ja wir haben noch nicht einmal den Hirsch, das Reh und den Hasen ganz ausgerottet, die des Bauern Saat abfressen, da wir doch den Abgang des Wildfleisches sehr gut durch die dem Chinesen so teuern Rattenbraten und Ungeziefferragouts ersetzen könnten; wir nutzen das Land noch nicht gartenmäßig aus. Noch gestatten wir uns den Luxus der Rindviehzucht, und sogar das Kind des Armen darf noch zuweilen eine Tasse Milch trinken, während der sparsame Chinese diesen Luxusartikel nur für den anspruchsvollen Europäer auf dem Markte feilhält, aber nicht echte Kuhmilch, sondern — Frauenmilch! Wir sind, kurz gesagt, noch immer heillose Verschwender. Allein es ist nicht gut bestellt um einen Haushalt, der seine letzten Reserven angegriffen hat, und dann — wir können die Natur nicht entbehren. Wer sich niemals auf freier Bergeshöhe oder im weiten Brachfelde ergehen und tummeln, das Treiben der Tiere und den Gesang der Vögel im Walde belauschen, die ungestörte Ruhe der Waldeinsamkeit genießen, dem Spiel der Wellen zusehen und es mitspielen darf, der ist kein ganzer Mensch mehr, und mit dem letzten Reste der Jagd würde der letzte Zug des ursprünglichen deutschen Volkscharakters verschwinden. Wer Lust hat, aus einem Deutschen ein Chinese zu werden, der werde es für seine Person. Dem ganzen deutschen Volke diese Entwürdigung zumuten, halte ich für das scheußlichste aller Verbrechen.

Noch vieles Einzelne aus diesem Buche lohnte eine ausführliche Besprechung. Ich will mich aber begnügen, auf die Hauptsachen aufmerksam gemacht zu haben und aufs dringendste zur Lektüre einzuladen. Mag der Nationalökonom manches zu tadeln haben namentlich an den theoretischen Partien — lernen kann man unendlich viel von diesem Manne, der den ungeheuern Vorzug hat, das Volk wirklich zu kennen. So sind denn auch die Schilderungen von Einzelfällen, die bunte Mannigfaltigkeit einzelner Thatsachen, die Liebe und Frische, mit der der Verfasser die Regungen der Volksseele zu verstehen und zu schildern weiß, das Beste an der Schrift. Mir persönlich ist freilich das Anziehendste die dahinter stehende Persönlichkeit: eine kernige, herzhafte Natur, ohne alle Schablone und alle Phrase, gesund und wahrhaftig bis ins Innerste, anziehend auch in ihren Einseitigkeiten, kurz ein Mann, wie wir deren viele brauchen.

J W-G

---

*) Folgender Erlaß eines westfälischen Amtmanns möge auch hier festgenagelt werden: „Ich verbiete hierdurch folgende vielfach noch bestehende Gebräuche: das Verkleiden als Nikolaus am Nikolausabende, das sogenannte Würsteausheben, das Neujahrsingen am Silvesterabend und Neujahr, das Ansagen oder Glückwünschen am Neujahrstage, das Peitschenknallen und sonstiges Skandalverüben vor dem Hause der Verlobten am Abend des Tages, an dem dieselben das Aufgebot beantragt haben, das Seilhalten bei der Rückkehr von der Trauung, das Schießen bei Hochzeiten und alle ähnlichen Unsitten u. s. w., und ich werde jede Zuwiderhandlung gegen dieses Verbot, sofern nicht nach andern Strafbestimmungen eine höhere Strafe bewirkt ist, nach § 360 Nr. 11 des Reichsstrafgesetzbuches als groben Unfug mit einer Geldbuße von mindestens zehn Mark oder entsprechender Haft bestrafen."

**) Von den finanziellen Beschwerden der Großindustrie sehe ich ab. Sie liegen auf einem andern Brett.

Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß

4. Gesamtergebnis. Zukunftsaufgaben

Eine einzige Diakonissin, die im Dienste der barmherzigen Liebe ihre Lebenskraft verzehrt, ein einziger Pastor, der auf dem Grunde des Evangeliums seine Gemeinde zu einem lebendigen Gliede an dem Leibe der Kirche erbaut, thut für die Lösung der sozialen Frage mehr, als zehn solche Kongresse, wie wir jüngst einen erlebt haben.

So zu lesen am Schluß eines Leitartikels der Schlesischen Zeitung (Nr. 348), der diesem Blatte „von einer in kirchenpolitischen Fragen durchaus kompetenten Seite" zugegangen ist und also vermutlich die Meinung der leitenden kirchlichen Behörde Schlesiens ausdrückt.

Vielleicht ist der mitgeteilte Satz nicht so unrichtig. Vielleicht wiegt in Gottes Auge in der That das treue, aufopfernde Wirken einer Diakonissin, oder eines Pastors, der still zu Hause geblieben ist, auch angesichts der sozialen Verpflichtung mehr als aller Geistesaustausch unsers jüngsten Kongresses.

Aber so meint es ja der Herr Verfasser nicht. Das ist nicht der Ton seines Artikels. Er macht Kirchenpolitik, dafür ist er »kompetent«. Er zieht das Fazit des Kongresses (daß er keine andre Grundlage dafür hat als einige zweifelhafte Zeitungsberichte, kümmert ihn nicht), und das Ende ist — — „Zustimmung zu dem Urteil der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung"*) . . .

Wodurch das abfällige Urteil der Norddeutschen Allgemeinen, der Schlesischen und andrer Blätter erregt ist, das sind die Vorträge von Göhre und Max Weber über die ländliche Arbeiterfrage am ersten Nachmittag. Es ist gar nicht zu leugnen, daß sie diesem Kongreß in erster Linie mit seine Physiognomie gegeben haben. Und ich habe ihnen mit sehr geteilten Empfindungen zugehört. Denn ich hatte das Gefühl, daß diese Versammlung sehr wenig „kompetent" war, das Gehörte zu beurteilen. In beiden Reden lief das Hauptinteresse auf die Frage nach der Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung des östlichen Großgrundbesitzes hinaus. Hätten wir im Osten getagt! Hier im Westen war es den Referenten leicht gemacht, mit ihrer Beweisführung Eindruck zu erzielen. Daß ihnen das in hohem Maße gelang, ist sicher. Es wird nun alles darauf ankommen, wie sie weiterhin ihre Sache führen. Die Veröffentlichungen, die wir von ihnen über die vielgenannte Enquete**) zu erwarten haben, müssen ja erst das Beweismaterial bringen. Und es wird ihrer Ansicht nicht schaden, wenn sie sie nicht nur auf diese Enquete stützen. Ungemein zeitgemäß schienen mir die Ausführungen, das ist wahr, und eine sehr notwendige Ergänzung zu der „agrarpolitischen Konferenz," die soeben in Berlin stattgefunden hat. Es ist auch gar nicht „Vernichtung des Großgrundbesitzes" die Parole gewesen aus proletarischem Haß, sondern Hand in Hand mit der Ueberzeugung, daß der östliche Großgrundbesitz in seinem gegenwärtigen Umfange sich doch einmal nicht halten könne, ging die andre, daß der Staat, die Gesellschaft diesen Prozeß nicht zu hemmen, sondern im Interesse der innern Kolonisation zu benutzen und zu fördern habe. Nur in dem Grunde, wie sie das für wünschenswert hielten, unterschied sich die Stellung der beiden Redner. Landesökonomierat Nobbe und Professor Adolf Wagner traten ihnen lebhaft entgegen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich bezeugen, wie wertvoll für den Kongreß das wiederholte Eingreifen Adolf Wagners in die Verhandlungen immer gewesen ist.

Ein Andres mache ich den Rednern erst recht nicht zum Vorwurf, aber es gehört mit zur Motivirung meiner geteilten Empfindungen. Es fällt mir niemals schwer, mich noch ganz als Landpastor zu fühlen. Als solcher bekam man von Göhre gar nichts, von Weber wenig zu thun. Das mag in der Natur der Sache liegen. Es ist nun einmal nach beider Ansicht eine kräftige Zerschlagung des Grundbesitzes im Osten — wo es allein eine ländliche Arbeiterfrage gebe — das Einzige, was geschehen kann und soll. Der Pastor ist da völlig machtlos. Vielleicht sehr nüchtern und richtig. Mit Mitteln und Mittelchen, wie die innere Mission, rechnet der Evangelisch-soziale Kongreß nicht. Genug, mancher ging leer aus, der etwas zu empfangen gehofft hatte, etwas an Antrieben, Ratschlägen für die Praxis.

Mehr als „interessante Vorträge" waren es aber doch. In ihrer Rücksichtslosigkeit brachten sie einem den ungeheuern Ernst der Frage recht zum Bewußtsein. Dem Kongreß ist in wirtschaftlichen Referaten nicht mit offiziösen oder standespolitischen Verschleierungen gedient, er will der wirklichen Sachlage, den wirklichen Nöten und ihren Ursachen ins Auge sehen. Damit ist noch lange kein „planmäßiger Sturmangriff auf den Großgrundbesitz" verübt, aber allerdings bewiesen, daß dieser privilegirte Stand für den Kongreß kein Nolimetangere ist.*)

Schließlich sind es nicht die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen. Mögen die Herren Göhre und Weber nun sehen, wie sie mit ihren Widersachern fertig werden.

Auf die Mannigfaltigkeit und Sachlichkeit der Diskussion gesehen, war meines Erachtens der zweite Vormittag die Höhe des Kongresses. Landgerichtsrat Kulemann sprach lange und für den Laien fesselnd über die Gewerkschaftsbewegung. Er vertrat ein Element, das neben der mehr staatssozialistischen Betrachtungsweise Adolf Wagners zum Gesamtbilde evangelischer Sozialpolitik nicht fehlen darf, die Fortsetzung der Linie, die von den Christlich-sozialen Englands begonnen wurde. Wenn ich auf seine und der folgenden Redner Ausführungen nicht näher eingehe, so geschieht das nach dem Gesagten nicht aus Mangel an Schätzung des Gebotenen, sondern weil ich mich dem Gegenstande nicht gewachsen fühle.

* * *

Was hat nun der Kongreß geleistet? Der Kongreß ist weder einer Diakonissin noch einem in stiller Zurückgezogenheit treu wirkenden Landpastor zu vergleichen. Er ist eben ein Kongreß, ein Ort, da man zusammenkommt und redet. Der Wert der gehaltenen Reden ist der Wert des Kongresses. Ich kann nur wiederholen, jeder wirklich Anwesende wird es bestätigen, daß eine stolze Summe von Geist und Glaube, Entschlossenheit und Sachkenntnis in diesen Verhandlungen vereinigt gewesen ist.

Die unmittelbare Folge davon war, daß die Oeffentlichkeit in einem Maße wie bisher niemals von dem Kongreß Kenntnis genommen hat. Das ist bei einer Versammlung, die immerhin zunächst als kirchliche, als evangelisch-kirchliche sich darstellt, und der um ihrer gleichzeitigen sozialen Tendenz willen die buntesten Vorurteile entgegenstehn, schon ein Erfolg. Sagen wir es rund heraus: der Evangelisch-soziale Kongreß ist in Frankfurt a. M. erst recht an das helle Tageslicht der Oeffentlichkeit getreten.

Dieser Erfolg ist aber für die Zukunft im höchsten Grade verpflichtend. So einverstanden wir mit der bisherigen Art und Haltung des Kongresses gewesen sind, in mancher Hinsicht wird nun der Kongreß anders vorgehen müssen.

Ganz einverstanden waren wir vor allem damit, daß bei den Verhandlungen bisher niemals auf die Annahme und Ablehnung bestimmter Sätze gedrängt wurde. Der Herr Vorsitzende hat die Ergebnisse der Erörterung gewöhnlich in feiner Weise zu einer Art Resolution zusammengefaßt, aber diese hielt sich mit Absicht allgemein und vermittelnd, abgestimmt wurde nicht. Dies Verfahren wird sich auch in Zukunft empfehlen, so oft wir über Sachen verhandeln, über die die Ansichten noch ganz ungeklärt sind, oder zu deren Beurteilung die Versammlung die nötigen Vorbedingungen nicht erfüllt. Es ist eine wahrhaft kindliche Täuschung, wenn man meint, derlei Verhandlungen hätten nur dann einen Wert, wenn sie in irgend welchen Beschlüssen gipfeln. Die Versammlung ehrt sich und die Sache oft viel mehr, wenn sie darauf verzichtet.

Aber seit der Kongreß eine öffentliche Persönlichkeit ge-

---

*) Nr. 227. Man lese dazu Naumanns Artikel in Nr. 88. der Zukunft: „Offiziöses über den Evangelisch-sozialen Kongreß."

**) Vgl. Nr. 23 des vorigen Jahrgangs.

*) Absichtlich reihen wir der heutigen Nummer den vorstehenden Artikel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" ein, der mit für die Begrüßungsnummer des Kongresses bestimmt war. Die Frage ist doch wirklich ernst, was wichtiger ist für unsers Volkes Wohlfahrt: die Erhaltung des Großgrundbesitzes in seinem jetzigen Umfang, oder — innere Kolonisation.

worden ist, muß er doch jeweilen zu festen Sätzen und klaren Kundgebungen kommen, wenn er weiter beachtet und geachtet sein will. Er wird zu gewissen Fragen Stellung nehmen müssen. Er wird ein Auseinandergehen von Mehrheit und Minderheit im Notfall nicht scheuen dürfen. Er muß in gewissen Dingen einen Willen haben.

Nun hat der Kongreß ein doppeltes Angesicht. Anders sieht er aus, schaut man dem Worte „evangelisch“ oder dem Worte „sozial“ ins Auge. Sofern Theologen bisher geredet haben und Fragen mehr des Glaubens und der christlichen Ueberzeugung behandelt worden sind, hat sich eine so erfreuliche Uebereinstimmung herausgestellt, daß wir meines Erachtens schon jetzt so ziemlich in der Lage sind, die Erkenntnisse, die wir gemeinsam besitzen, zu fixiren. Ich möchte einen unsrer jüngern Freunde bitten, sich der unschweren und lohnenden Arbeit zu unterziehen, alles das, was auf den fünf Kongressen über das Verhältnis von Christentum und Wirtschaftsleben gesagt worden ist, auf seine Einheit zu prüfen und in einer Broschüre darüber Rechenschaft zu geben. Eine Zusammenstellung dessen, was Herrmann, Kaftan, Cremer, Harnack; Stöcker, Göhre, Naumann; Nobbe; von Soden, Sulze u. a. zu den verschiedensten Punkten unter allgemeiner Zustimmung ausgeführt haben, wird beweisen, daß wir nach der Seite der evangelischen Lehre und des kirchlichen Handelns hin über ein evangelisch-soziales Programm in den Grundzügen bereits verfügen. Ob ein solches offiziell ausgearbeitet werden soll, möchte ich weder beantragen noch befürworten. Es könnte mehr zu einer Fessel werden als zu einer Hilfe.

Ich will also gewiß keinem Formelkultus das Wort reden. Aber schon von der erbetenen Privatarbeit erhoffe ich Klärung und Förderung, die vielen zu gute kommen wird. Und von den künftigen Kongressen muß man wünschen und fordern, daß sie in der bezeichneten Richtung allerdings eine deutliche Sprache reden und die in diesem Kreise für wahr und recht erkannten Grundsätze auch in ihren praktischen Konsequenzen fest vertreten, nicht nur gegenüber der profanen Oeffentlichkeit, sondern auch gegenüber der theologischen Wissenschaft und den Kirchenbehörden.

Unendlich viel schwieriger liegt die Sache nach der wirtschaftlichen Seite hin. Da wird der Kongreß auf lange hinaus noch in der Lage sein, zu hören und zu lernen, ehe er imstande ist, ein Gewicht in die Wagschale der öffentlichen Meinung zu werfen. Darum gilt es auch meines Erachtens die so glücklich ins Werk gesetzte Einrichtung des Evangelisch-sozialen Kursus mit allem Eifer zu erhalten und auszubauen. Die wirtschaftlichen Vorträge auf dem Kongreß haben für die Unkundigen unter den Zuhörern darin ihr Unbefriedigendes, daß sie nicht genug lernen, für die Kundigen, daß sie die eigentlichen Schwierigkeiten nicht gründlich genug verhandeln können. Das ist im Kursus viel besser. Er bietet mehr Zeit und in den zusammenhängenden Vorträgen eine noch solidere Grundlage der Diskussion. Was dann im Kursus sich als besonders vor dieses Forum gehörig und als besonders spruchreif erwiesen hat, das soll man auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses setzen. So werden die Vorbedingungen geschaffen sein, auch zu diesem und jenem Punkte der Wirtschaftspolitik die klare Forderung evangelischer Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. So wird der Menge der Theologen alle Lust, auf wirtschaftlichem Gebiete zu dilettiren, am sichersten ausgetrieben werden, und so werden zugleich die wenigen, die dazu berufen sind der Kirche und dem Volke Führer durch das Labyrinth der evangelisch-sozialen Aufgabe zu sein, sich finden und bilden.

Es ist klar, daß in dem Maße, als der Kongreß ein öffentlicher Faktor wird, die Verantwortung des Aktionskomitees steigt. Möge den verehrten Herren mit dem Erfolg ihrer Arbeit auch die Kraft und Freudigkeit wachsen. Der Generalsekretär Göhre hat sein Amt endgiltig niedergelegt, weil er es als Pastor in Frankfurt a. O. nicht mehr mit tragen kann. Hoffentlich bleibt seine Kraft im Dienste des Aktionskomitees; der Kongreß verdankt ihm ein gut Teil von dem, was er geworden ist. Seinem Nachfolger sehen wir mit Vertrauen entgegen.

Alles in allem: unsre Kirche hat im Evangelisch-sozialen Kongreß ein Organ, dessen sie sich rückhaltslos freuen soll. Ist darin noch ein Gähren und Ringen, so entspricht das der Sache, mit der er sich befaßt. Die Beziehungen des Christentums zur sozialen Frage sind so bunt und schwierig, wie diese selbst. Sie immer besser zu erkennen und zu bewältigen stärke uns Gott den Glauben, der die Welt überwindet. R

Bücher und Schriften

(Werden und Wachsen einer deutschen Kolonie in Südrußland) Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Odessa von Dr. Friedrich Bienemann jun. Odessa, Druck von A. Schultze. Im Buchhandel durch L. Hörschelmann, Riga. X u. 460 S. 5 Mk.

Die vorliegende Geschichte einer lutherischen Stadtgemeinde in der Diaspora ist interessant und lehrreich. Ihr „Werden und Wachsen“ ist vielfach auch ein Kämpfen und Ringen ums Bestehen gewesen. Wie im Laufe der Zeit Rußland sich im Süden von Osten nach Westen ausdehnte, ist bekannt. In dem Frieden mit der Türkei zu Kutschuk Kainardschi im Jahre 1774 kam das Land zwischen Dnjepr und Bug an Rußland, und das Chanat der Krim wurde unabhängig von Stambul; aber schon 1783 wurde auch dieses dem russischen Reiche einverleibt. In dem Frieden von Jassy 1792 wurde das Land zwischen Bug und Dnjestr Eigentum der russischen Krone, und im Frieden von Bukarest 1812 rückte die russische Grenze an den Pruth. Um die menschenleeren oder doch sehr schwach bevölkerten Gebiete nutzbringend zu machen und zugleich landwirtschaftliche Kenntnisse und Industrie unter den eignen Unterthanen zu verbreiten, rief Katharina die Zweite ausländische Kolonisten ins Land. Ein Ukas vom Jahre 1763 stellte die Privilegien fest, auf deren Grundlage die erste große Kolonisation an der Wolga ausgeführt wurde. Die darin gewährten Rechte sind auch den spätern Einwanderern bei deren Ansiedlungen zugesprochen worden. Die jüngste, auf Kronländereien gegründete Kolonie ausländischer Ansiedler entstand im Jahre 1843 in Bessarabien.

An der Stelle der kleinen türkischen Festung Chadjibëi am Schwarzen Meer wurde im Jahre 1794 Odessa gegründet. Sie sollte den Handel des Südens mit dem Auslande, insbesondre die Getreideausfuhr vermitteln. Man erkannte von vornherein die Notwendigkeit, Ausländer zur Begründung einer handeltreibenden Bevölkerung heranzuziehen und sie durch Rechte und Privilegien zu locken. Griechen und Italiener waren es, die in den ersten Jahren im Vordergrund standen und den Handel in ihre Hand nahmen; später entstanden auch französische, englische und deutsche Handelshäuser, die Russen traten noch sehr zurück. Weniger Förderung als der Handel fand das Handwerk; im Jahre 1803 mußte der neuernannte Gouverneur von Odessa, Richelieu, sich noch die notwendigsten Möbel, einfache Stühle, aus Cherson kommen lassen. Es wurde darum beschlossen, aus den fortwährend ankommenden deutschen Einwanderern, die schon in der Umgegend von Odessa Kolonien gegründet hatten, Handwerker auszuwählen und als eine „Handwerkerkolonie“ in Odessa anzusiedeln. Diese Kolonie bildet den Grundstock der lutherischen Gemeinde in Odessa, deren Geschichte uns hier erzählt wird. Im Jahre 1804 wurde ein evangelischer Prediger nach Odessa gesandt, ein Thüringer von Geburt namens Pfersdorff, der aber außerhalb der Stadt noch sieben, zum Teil große Kolonien mit deutschen evangelischen Einwohnern kirchlich zu bedienen hatte und darum auch nach zwei Jahren nach einer mehr im Mittelpunkt seines Amtskreises liegenden Kolonie übersiedelte. Da er nunmehr für die Evangelischen in Odessa mühsamer und nicht ohne namhafte Kosten zu erreichen war, so vollzog öfters der römische Priester die Taufen und beerdigte die Toten. Erst 1811 wurde für die Odessaer Koloniegemeinde ein besondrer Prediger abgeordnet, er hieß Böttiger und war ein Sachse von Geburt. Es war versäumt worden, die lutherische Pfarrei in Odessa mit Land zu dotiren, wie dies vonseiten der Krone in den landwirtschaftlichen Kolonien der Steppe geschah (die dortigen Pastoren erhielten 120 Deßjätinen Acker- und 3 Deßjätinen Gartenland); dies ist für die Gemeinde von sehr großem Nachteil gewesen. Denn in der Folge war sie mehrmals nahe daran, an der Lösung der Frage Schiffbruch zu leiden: wie sind die nötigen Geldmittel für Besoldung des Geistlichen, für Kirche, Schul- und Pfarrhaus aufzubringen? Auch Böttiger verließ schon im Jahre 1814 die Gemeinde, weil er des geringen Einkommens wegen nicht bestehen konnte, und ging nach Moskau, wo er Erzieher des Sohnes des Grafen Panin wurde. 1818 kehrte er jedoch zurück, nachdem in der Zwischenzeit, wie schon früher, der katholische Priester bei den Lutheranern Odessas zahlreiche Amtshandlungen aushelfend vorgenommen hatte. Jetzt schien eine neue bessere Zeit für die Evangelischen des Südens anzubrechen: Böttiger wurde zum Superintendenten ernannt und die Bildung eines lutherischen Konsistoriums in Odessa beschlossen. Aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung. Dagegen waren die folgenden Jahre in andrer Weise für die lutherische Stadtgemeinde wichtig: von 1824—1827 wurde der Bau einer eignen Kirche vollendet; sie hatte 94267 Rubel Banco gekostet. Aber in denselben Tagen, in denen die Einweihung der Kirche vollzogen wurde, wurde auch eine Anklage gegen den Superintendenten wegen unsittlichen Lebenswandels eingereicht. Die Untersuchung begann im Januar 1828 und endigte mit Böttigers Amtsentsetzung (1831). Er hatte sich bald nach dem Beginn der Untersuchung gegen ihn aus Odessa entfernt, aber viele Gemeindeglieder hingen ihm noch an, unterstützten ihn nach auswärts, ja auch nach seiner Amtsentsetzung bis zu seinem Tode. Das Gemeindeleben litt schwer unter diesen Verhältnissen. Spaltungen

traten ein, und was schon segensreich bestand, schien gänzlich zu zerfallen. 1830 wurde Fletnitzer zum Pastor der Gemeinde gewählt und bestätigt. Er war auch aus Sachsen gebürtig und im Missionsinstitut zu Basel ausgebildet worden. Dieses hatte ihn als Missionsprediger nach dem Kaukasus abgeordnet; während eines Aufenthalts in Odessa hatte ihn Böttiger kennen gelernt und mit Einwilligung der Basler Direktion für die deutschen Kolonien Südrußlands gewonnen. Nach mehrjähriger Beihilfe in Odessa, insbesondre in der Gemeindeschule, war er dann in einer Kolonie der Krim Pastor geworden und kam nun nach Odessa zurück. Fletnitzer hat zum Besten der Gemeinde viel gethan und wurde im ersten Jahrzehnt in seinem Wirken nicht gestört. Aber seit 1840 begann in der Gemeinde eine von verhältnismäßig wenigen Familienvätern vertretene Bewegung, die eine Predigt in französischer Sprache in regelmäßiger Abwechslung mit der deutschen Predigt verlangten; ihnen schlossen sich andre an, die sich darauf besannen, daß sie eigentlich von Haus aus der reformirten Kirche angehörten, und endlich solche, die mit Fletnitzer nicht zufrieden waren und einen Hilfsprediger neben ihm in der Gemeinde zu haben wünschten. Drei Jahre dauerte der unerquickliche Konflikt, während dessen es in Gemeindeversammlungen wiederholt zu heftigen, den Pastor tief kränkenden Auftritten kam. Der Streit endigte mit der Bildung einer kleinen reformirten Gemeinde, die sich von der lutherischen abzweigte und noch heute besteht. Es vergingen immerhin noch einige Jahre, bis die Gemüter beruhigt waren und das Gemeindeleben sich wieder segensreich weiter entwickeln konnte. Unter Fletnitzer ist viel zur Erweiterung und Neubegründung der Gemeindeanstalten geschehen. Die Kirchenschule wurde gehoben und mit bessern Lehrkräften ausgerüstet. Eine weitere Schule mit höhern Lehrzielen wurde unter dem Namen „Realschule St. Pauli“ begründet. Für die Versorgung der Alten, Witwen und Waisen in der Gemeinde wurde eine Anstalt begonnen; ein Pastorat wurde gebaut u. s. w. Aber die letzten Jahre seines Dienstes in der Gemeinde waren doch auch nicht ungetrübt, als er, durch Ueberarbeitung und Alter schwach geworden, der Gemeinde das nicht mehr sein konnte, was zum Bestehen des Gemeindelebens unter den dortigen, stets schwierigen Verhältnissen erforderlich war, und namentlich als er sich mit der Gemeinde auch darüber nicht einigen konnte, in welcher Weise eine Beihilfe geschafft werden könne. So trat er denn im Jahre 1868 von seinem Amte zurück, und die Gemeinde wählte den Pastor aus Bessarabien, Herberd Bienemann, zu seinem Nachfolger. Wie sich unter diesem genialen Manne die Verhältnisse der Gemeinde in jeder Beziehung verbessert und gehoben, die Gemeindeanstalten wesentlich erweitert haben, wie er stets durch Ansprachen und Aufrufe die Herzen und Hände zu öffnen und die Opferwilligkeit zu wecken gewußt hat, das muß man in dem Buche selbst nachlesen, das allen angelegentlich zu empfehlen ist, die sich für das Leben der Deutschen im Auslande interessiren. Bienemann ruht nun auch schon seit zwei Jahren von seiner Arbeit, aber die deutsche lutherische Gemeinde in Odessa vergißt seiner nicht.

P D—l

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 40 Mk. von B, Greifswald.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 20 Mk. von demselben.

Herzlichen Dank!

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1403. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 22: Versammlungen, Vereine und Sitzungen: Der fünfte Evangelisch-soziale Kongreß (Schluß); Christlicher Studentenkongreß in Frankfurt a. M.; Der wissenschaftliche hannoversche Predigerverein; die Jahresversammlung der Evangelischen Konferenz in Schlesien; Die theologische Konferenz der Geistlichen von Hessen und Nassau; Die deutsche evangelische Kirchenkonferenz — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Das preußische Kirchenverfassungsgesetz; Staatsoberhaupt oder Landesbischof? Eine Anklage gegen einen Pastor; Beschwerde der reformirten Gemeinde in Frankfurt a. M.; Zum Glaubenswechsel der Prinzessin Alix von Hessen; Aus Württemberg; Aeußerungen des kirchlichen Lebens in der evangelischen Landeskirche des Herzogtums Sachsen-Meiningen im Jahre 1892 — Römische Kirche: Aus dem Vatikan; Siebente Hauptversammlung des Schlesischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes

Nr. 23: Versammlungen, Vereine und Sitzungen: Die Berliner Pastoralkonferenz; Die 52. Pfingstkonferenz der hannoverschen Landeskirche; Die dritte Meiningische Landeskonferenz — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Bekenntnisstand und Lehrordnung in Baden — Personalien

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Étudiant en théologie, de la faculté de Paris, cherche préceptorat du 15 juillet au 1 novembre. Pour références: Mr Ménégoz, professeur, 83 boulevard Arago, Paris.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten

Prospekte auf Wunsch

Zu verkaufen

zu den beigesetzten sehr mäßigen Preisen:

Schlechtendal-Hallier, Flora von Deutschland. Neueste Aufl. 30 Bde. Eleg. Origbd. Sehr schönes Exemplar. Statt 269.50 Mk. für 150 Mk. **Brockhaus' Kleines Konvers.-Lexikon.** 4. Aufl. 2 Bde. Orighbfrz. Statt 18 Mk. für 10 Mk. — **Keller, Gottfr.,** Ges. Werke. 10 Bde. Origlwd. Statt 38 Mk. für 30 Mk. — **Dreyhaupt, J. Ch. v.,** Beschreibg. d. Saal-Creyses. 2 Bde. Fol. 1749, 1755. Alte Hbfrzbde. Schönes Expl., so vollständig sehr selten. Für 50 Mk. — **Schlosser, F. C.,** Gesch. d. 18. Jahrh. 4. Aufl. 7 Bde. Hbfrz. Statt 52.50 Mk. für 15 Mk. — **Baumgarten, H.,** Gesch. Karls V. 3 Bde. in 4 Tln. Brosch. Statt 29 Mk. für 21 Mk. — **Taine, H.,** Origines de la France contemporaine. Vol. I—III, 1. Geb. u. brosch. Statt 30 Mk. für 23 Mk. — **Wied, Maxm. Prinz zu,** Reise in Nordamerika 1832—34. 2 Bde. 4°. Eleg. Hbfrz. (etwas wasserfl.). Ganz vollst. Ausg. Statt 190 Mk. für 75 Mk. — **Poitevin, M. P.,** Nouveau dictionnaire univ. 2 vols. 4°. 1860. Hbfrz. Statt 32 Mk. für 10 Mk. — **Neumann, K. Fl.,** Gesch. d. Vereinigten Staaten v. Nordamerika. 3 Bde. 1863/66. Lwd. Statt 27 Mk. für 6 Mk. — **Wietersheim, E. v.,** Gesch. d. Völkerwandg. 2. Aufl. v. F. Dahn. 2 Bde. 1880. Tadellos neues Expl. in eleg. Hbfrz. Statt 30 Mk. für 12 Mk. — **Feuerbach, L.,** Werke. 10 Bde. 1846/90. Geb. Statt 62.75 Mk. für 36 Mk. — **Wagner, Rich.,** Ges. Schriften u. Dichtungen. 1. geschätzte Ausg. 10 Bde. Geb. Für 36 Mk. **Sanders, D.,** Wörterb. d. deutschen Sprache. 2 Tle. 3 Bde. 1860, 1865. Hbfrz. Name a. d. Titel. Statt 81 Mk. für 48 Mk. — **Burkhardt-Grundmann,** Kleine Missionsbibliothek. 2. Aufl. v. R. Grundmann. 4 Bde. u. Reg. 1876/81. Hbfrz. Statt 31.60 Mk. für 20 Mk. — **Mencken, G.,** Schriften. 7 Bde. 1858. Lwd. Statt 19.50 Mk. für 12 Mk. — **Spruner, K. v.,** Handatlas f. d. Gesch. des Mittelalters u. d. neueren Zeit. 3. Aufl. v. Th. Menke. 1880. Orighbfrz. Statt 93.60 Mk. für 50 Mk. — **Andree, R.,** Handatlas. 2. Aufl. 1887. Orighbfrz. Statt 28 Mk. für 12 Mk. — **Reuter, F.,** Werke. Volksausg. 7 Bde. 1885/90. Origlwd. Statt 27 Mk. für 20 Mk. — **Hackländer, F. W.,** Humorist. Schriften. Illustr. 2 Bde. Origbde. (Ecken etwas abgestoßen.) Statt 21 Mk. für 10 Mk. — **Rückert, Fr.,** Poet. Werke. 12 Bde. u. Suppl. 1868/69. Hblwd. Statt 38.40 Mk. für 24 Mk. — **Jean Paul,** Werke. 65 Tle. in 26 Bdn. Gesch.-Orig.-Ausg. in hübschem Hbfrz. Statt 30 Mk. für 20 Mk. — **Weber, C. J.,** Demokritos. 8. Aufl. 6 Bde. Gute Ausg. Lwdbde. Statt 16.50 Mk. für 9 Mk. — **Herder, J. G. v.,** Werke: Zur schönen Litteratur u. Kunst. 13 Teile in 7 Bänden. 1852/62. Rotlwdbde. Schönes Exemplar. Statt 12.60 Mk. für 7.50 Mk. — **Shakespeares Werke.** Hrsg. v. d. Shakespeare-Gesellschaft. 12 Bde. Brosch. Statt 24 Mk. für 12 Mk. **Koch, E. E.,** Gesch. d. Kirchenlieds. 3. Aufl. 8 Bde. 1866/76. Geb. Für 36 Mk. — **Philippi, F. A.,** Kirchl. Glaubenslehre. 1.—3. Aufl. 9 Tle. u. Reg. in 6 Bdn. 1870/90. Hbfrzbde. Statt 64.80 Mk. für 45 Mk. — **Sybel, H. v.,** Die Begründg. d. deutschen Reiches. 5 Bde. 1889/90. Eleg. geb. Schönes Exempl. Statt 43.40 Mk. für 32 Mk. — **Brehms Tierleben.** 3. Aufl. 10 Bde. 1890/92. Orighbfrz. Statt 150 Mk. für 100 Mk. — **Buch der Erfindungen.** 8. Aufl. 9 Bde. Orighbfrz. Sehr schönes Exempl. Statt 85.50 Mk. für 48 Mk. — **Henne am Rhyn, O.,** Kulturgesch. d. deutschen Volkes. 2. Aufl. 2 Bde. Hfrz. Hübsches Exempl. Statt 30 Mk. für 22.50 Mk. — **Meyers Konvers.-Lexikon.** Neueste vollst. Aufl. 19 Bde. Orighbfrz. Satt 190 Mk. für 100 Mk. — **Münchner Fliegende Blätter.** Bd. 1—97. 1845/92. Ganzlwdbde. Hübsches Exempl. Statt 653.80 Mk. für 350 Mk. — **Poschinger, v.,** Preußen im Bundestag 1851—59. 2. Aufl. 1882. Hblbd. Statt 38 Mk. für 21 Mk. — **Encyklopädie** d. ges. Erziehungs- u. **Unterrichtswesens.** Hrsg. v. K. A. Schmid. 11 Bde. 1859/78. Hbfrz. Statt 172.40 Mk. für 48 Mk. — **Sohr-Berghaus,** Handatlas. Neueste Aufl. Eleg. Hfrz. Statt 37.50 Mk. für 16 Mk. — **Hegels Werke.** 18 Bde. in 21 Bdn. 1832/40. Geb. (Mit einigen Bleistiftstr.) Für 50 Mk.

Sämtlich garantirt komplett und gut erhalten!

☞ Lieferung von allen Büchern und Zeitschriften in vollständigen Suiten und einzelnen Serien an Bibliotheken, Institute und Private zu den vorteilhaftesten Bedingungen. ☜

Einkauf und Tausch von Büchern und Zeitschriften.

Lagerkataloge gratis.

Alfred Lorentz,

Buchhandlung. Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 24: Livland — Betrachtungen eines Laien über unsre Rechtspflege: 3, 4, 5 — Landwirtschaft und Getreidehandel — Gottfried August Bürger (Fortsetzung) — Lorbeer. Erzählung von August Niemann (Fortsetzung) — Schwarzes Bret

Bei Friedr. Ebbecke in Posen erschien:

Die Gemeindekirche

Laiengedanken über einen evangelischen Kirchenbaustil von

Dr. Christian Rang

Preis 1 Mark

Pianinos von 350 bis 1500 M

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph

in **Giessen Nr. 162**

grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Das Vaterunser

in der deutschen Armee

Zehn Predigten von

R. Falke,

Div.-Pfarrer in Colmar i. Els.

1,20 M., geb. 1,80 M.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

Soeben ist erschienen:

Weshalb hat unsre Kirche noch kein neues Bekenntnis? Von Philalethes. Preis 80 Pfg.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht**

„Der Reichsbote“

empfiehlt sich beim Quartalswechsel zum Abonnement

„Der Reichsbote“ ist die am meisten verbreitete konservative Zeitung des Deutschen Reiches.

„Der Reichsbote“ kämpft für die Erhaltung der **christlichen Weltanschauung** als der sittlichen Grundlage unsrer Kultur, für die **Macht und Größe des Reiches,** sowie für **Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen Mittelstandes** durch Förderung der produktiven **nationalen Arbeit.** — Inhalt: **Leitartikel, politische Tagesübersicht, Original-Korrespondenzen, tägliches Feuilleton** und **unterhaltende Sonntagsbeilage** mit ausgewählten Original-Novellen, wissenschaftlichen Aufsätzen u. s. w.; ferner **Provinzial-** und **Berliner Lokal-Nachrichten, Börsen-Kurse, Produkten- wie Marktberichte.** — Der „Reichsbote“ kostet vierteljährlich nur 3 Mark 50 Pfge. Man abonnirt bei allen Postanstalten.

Die Expedition des „Reichsboten“

Berlin SW. 46, Dessauerstr. 37.

Erklärung

Berlin, den 4. Juni 1894

Das in Nr. 22 der Christlichen Welt abgedruckte Inserat des frühern Missionars Pfarrer Brinckmann stimmt wörtlich mit einer von ihm an die Protestantische Kirchenzeitung eingesandten und daselbst in Nr. 22 mitgeteilten „Berichtigung“ überein. Da wir bereits in derselben Nummer der Protestantischen Kirchenzeitung auf diese Kundgebung Brinckmanns ausführlich geantwortet haben, so könnten wir die Leser der Christlichen Welt, soweit sich dieselben überhaupt für den Fall Brinckmann interessiren, einfach auf die Protestantische Kirchenzeitung verweisen. Um jedoch auch dem leisesten Vorwurfe einer Mitschuld an der Verwirrung des öffentlichen Urteils über den Brinckmannschen Handel vorzubeugen, gehen wir auch an dieser Stelle auf einige Punkte der Brinckmannschen Veröffentlichung ein.

So nachdrücklich auch Pfarrer Brinckmann seine Sätze mit der mindestens sehr unvorsichtig gehandhabten Floskel „Es ist unwahr“ einleitet, so fest und unwidersprechlich sind doch die von ihm bestrittenen, von uns in unsrer Heidelberger Erklärung vom 4. April d. J. mitgeteilten Thatsachen sowohl durch unsre Akten als durch zahlreiche andre Aussagen bezeugt. Der Hauptgrund seiner Abberufung war eben die hochgradige Erregung sowohl der japanischen als der deutschen Glieder unsrer Gemeinden in Tokyo und Yokohama. In Yokohama traten nach den betrübenden Vorfällen im Oktober und November 1892 sechs Personen aus der deutschen evangelischen Gemeinde aus, im Januar 1893 erklärten ebendaselbst **drei von den vier Mitgliedern des Kirchenvorstandes** ihren Austritt auf die Kunde hin, daß Brinckmann sein Pfarramt wieder aufgenommen habe. Zahlreiche Fälle sind in unsern Akten dafür bezeugt, wie wenig Brinckmann bei

seinem persönlichen Verkehr das empfindliche Nationalgefühl der Japaner geschont hat, so daß u. a. der japanische **Vorsteher** der heidenchristlichen Gemeinde zu Tokyo den Antrag stellte: „Brinckmann nach seinem Lande zurückzuschicken.“

Der von Brinckmann erwähnte Drohbrief und Zeitungsartikel waren Symptome der wachsenden Aufregung wider ihn und sind als solche auch in unsrer Erklärung bezeichnet. Wenn Brinckmann aber leugnet, am 1. Oktober 1892 einen Streit mit einem Kurumazieher auf offener Straße gehabt zu haben, der in Thätlichkeiten ausartete, so steht dem gegenüber sein **eigener** Bericht, der wörtlich lautet:

„Am 1. Oktober ist mir in Yokohama Folgendes passirt. Ich fuhr vom Bahnhof aus per Kuruma in die Stadt. Der Wagenzieher lief aber so langsam, daß ich hinter andern, mit denen ich zusammen war, bedeutend zurückblieb. Darauf stieg ich, wie ich das schon öfter unbehelligt gethan, einfach aus und fuhr mit einer andern schneller gehenden Kuruma weiter. Der erste Kurumaya folgte mir und verlangte Bezahlung. Schließlich, als die Sache unangenehm zu werden drohte, gab ich ihm einige Sen. Er war aber nicht zufrieden, sondern faßte mich, da ich in der andern Kuruma saß, beim linken Arme an. Darauf **schlug ich mit dem Schirm**, den ich in der Rechten hatte, vor mir her nach dem Arm des Kuli; ich möchte bezweifeln, ob ich ihn traf. Er ließ los, ich gab ihm sofort noch fünf Sen und fuhr unbehelligt weiter.“

So hat Pfarrer Brinckmann seinerzeit **selbst** an den Zentralvorstand berichtet. Jetzt wirft er kühn die Behauptung in die Welt: „Es ist unwahr, daß ich auf offener Straße mit einem Kurumazieher einen »Streit« hatte, der in »Thätlichkeiten« ausartete.“

Unerhört ist das gegenwärtige Benehmen Brinckmanns gegen seine frühern Kollegen. Während diese in jenen für ihn so verhängnisvollen Tagen ihm in echter Freundschaft und wahrhaft treuer kollegialischer Weise beigestanden haben, bezichtigt er sie jetzt, ihm jenen Brief vom 17. November 1892 „aufgedrängt“ und seine „Krankheit“ ausgenützt zu haben. Dieses Vorgehen Brinckmanns richtet sich in den Augen aller unbefangnen Leser seiner „Berichtigung“ von selbst. Auf wiederholte Anfrage versichern uns unsre Missionare, daß ihre Darstellung des Sachverhalts der Wahrheit durchaus entspricht, und daß ihr Verhalten dem damaligen Kollegen gegenüber das volle Licht der Oeffentlichkeit in keiner Weise zu scheuen hat. Daß aber die Aeußerung sowohl des von uns erwähnten hohen **japanischen** Beamten als des **japanischen Gesandten** hinlänglich durch die besten Zeugnisse erhärtet werden können, brauchen wir kaum noch zu versichern.

Brinckmanns angebliche Warnung vor dem „Verderblichen des **theologischen Liberalismus**“ schon im Sommer 1892 beschränkte sich darauf, daß er in Zuschriften an D. Buß einige Aenderungen der **Missionsmethode** vorschlug, mit denen übrigens, wie er selbst angiebt, **Missionar Pfarrer Munzinger** sich einverstanden erklärt hatte. Wir wiederholen, daß Brinckmann erst **viel später**, nachdem sein Bleiben in Japan unmöglich geworden war, seine Abberufung aus dem theologischen Gegensatz zwischen ihm und den andern Missionaren erklärt hat.

Welche Motive Brinckmann für seine Angriffe gegen unsern Verein hat, wissen wir nicht. Aber zu der Behauptung, daß diese Angriffe „gehässig“ sind, waren wir berechtigt unter anderm durch die von ihm in Nr. 13 des Berliner Evangelisch-kirchlichen Anzeigers beliebte Zusammenstellung unsrer Missionare mit den Buddhisten, da auch dem Pfarrer Brinckmann sehr wohl bekannt sein mußte, daß gerade die beste und kräftigste Verteidigung des Christentums gegen den Buddhismus in Japan von den Missionaren unsers Vereins ausgegangen ist.

Wir hoffen, daß unsre Erklärungen, die leicht ins Endlose anwachsen würden, wenn wir das wahrhaft erdrückende Beweismaterial in seinem ganzen Umfange veröffentlichen wollten, genügen werden, um jedem unbefangnen Leser eine klare Einsicht in den Brinckmannschen Handel zu erschließen.

Daß aber Pfarrer Brinckmann noch glimpflich bei den betrübenden Vorfällen, die seine Abberufung nötig machten, weggekommen ist, beweist der Umstand, daß andre Missionsgesellschaften Kollisionen ihrer Missionare mit Eingebornen weit strenger auffassen. So wird uns z. B. geschrieben:

„Neulich mußte ein Missionar Knall und Fall abreisen, bloß weil er in der Bahn Streit mit einem Japaner über das Fensteröffnen bekommen hatte — ohne alle Thätlichkeiten — und dies in die Zeitungen gekommen war. Seine Mission ließ ihn sofort fallen; — es ist das einzige Mittel, um die Solidarität mit dem aus solchen Fällen entstehenden Skandal von der Mission abzuwenden.“

Pfarrer Brinckmann hätte allen Grund, mit seiner weder der Wahrheit noch der christlichen Liebe entsprechenden Kritik unsers Missionswerks und seiner frühern Kollegen zurückzuhalten und die bedauerlichen Vorkommnisse aus seiner japanischen Wirksamkeit in Vergessenheit zu bringen. Dazu würde allerdings eine gründliche Aenderung seines Auftretens erforderlich sein. Denn es gehört in der That ein großer Mangel an Selbsterkenntnis dazu, wenn ein Mann, der sich unserm Missionsverein „als ein Theolog Beyschlagscher Richtung, vielleicht nach Jena hinüberschauend“ seiner Zeit empfohlen hatte, sich nunmehr, nachdem er sich in Japan durch sein Auftreten, das weder mit einer positiven noch liberalen Missionsmethode irgend etwas zu thun hat, unmöglich gemacht hat, als **Märtyrer der positiven Theologie** und Missionsmethode geberdet.

Der Zentralvorstand

des Allgemeinen evang.-prot. Missions-Vereins

Prediger Dr. **Arndt**, Präsident

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig